

# FeRA

Frankfurter | elektronische | Rundschau | zur | Altertumskunde  
Die Publikationsplattform für Nachwuchswissenschaftler  
Begründet von Stefan Krmnicek & Peter Probst

## FeRA 15 (2011)

ISSN 1862-8478

### Artikel

- E. Köstner, **Münzen, Lampen, Balsamarien - ihre Rolle im römischen und im provinzialrömischen (treverischen) Bestattungsritus**  
[Download \(PDF\)](#) | p. 1 - 14

### Rezensionen

- J. Gering, **Rezension zu: Karl Strobel, Kaiser Trajan - Eine Epoche der Weltgeschichte**  
[Download \(PDF\)](#) | p. 15 - 19
- P. Probst, **Rezension zu: Anne Kolb, Joachim Fugmann, Tod in Rom. Grabinschriften als Spiegel römischen Lebens**  
[Download \(PDF\)](#) | p. 20 - 21
- T. Schröder, **Rezension zu: Jane Fejfer, Roman Portraits in Context**  
[Download \(PDF\)](#) | p. 22 - 31

© FeRA2010

Herausgegeben von  
Krešimir Matijević (Trier) & Peter Probst (Hamburg)  
ISSN 1862-8478

## Münzen, Lampen, Balsamarien – ihre Rolle im römischen und im provinzialrömischen (treverischen) Bestattungsritus

Elena Köstner

### 1. Münzen, Lampen und Balsamarien als Indikatoren des Romanisierungsprozesses in provinzialrömischen Bestattungen?

Münzen, Lampen und Balsamarien sind aus dem römischen Totenbrauchtum wohl bekannt. Doch auch in provinzialrömischen Bestattungen wurden diese Objekte vor allem nach der römischen Okkupation Galliens gefunden. Inwiefern die indigene Bevölkerung diese Gegenstände in ihrem Totenbrauchtum einsetzte, soll hier am Beispiel der *civitas Treverorum* verdeutlicht werden. Auch stellt sich die Frage, inwieweit die einheimische Bevölkerung die römisch-italischen Beigabensitten kannte oder ob die so genannten römischen Indikatoren in einen indigen-treverischen Ritus eingebunden wurden. Der Begriff „römische Indikatoren“ umfasst dabei Münzen, Lampen und Balsamarien und wurde deshalb gewählt, weil diese Objekte aus dem römischen Bestattungskontext stammen. In der Forschung werden sie häufig mit einer Romanisierung des Verstorbenen bzw. seiner Angehörigen in Verbindung gebracht.<sup>1</sup> Es stellt sich die Frage, ob dies auch auf die Bestatteten der *civitas Treverorum* zutrifft.

Es kann ein allgemeines, übergreifendes Vorgehen nach dem biologischen Tod eines Menschen in verschiedenen antiken Kulturen festgestellt werden: Der Verstorbene wurde gewaschen, neu eingekleidet und aufgebahrt. Klagegesänge wurden angestimmt und der Leichnam wurde umschritten oder umtanzt. Durch diese Handlungen, die von den Angehörigen durchgeführt wurden, sollte der Verstorbene in die Gemeinschaft der Lebenden integriert werden. Häufig schloss sich an die Bestattung ein gemeinsames Mahl an, das zum einen das Zusammengehörigkeitsgefühl betonte und zum anderen der würdigen Verabschiedung des Toten diente. Dieser nahm daran „realiter“ bzw. als sein eigener Gastgeber teil. Der Brauch fand seine Fortsetzung in der Versorgung der Verstorbenen für ihre Reise bzw. ihr Leben im Jenseits mittels Trank- und Speisebeigaben. Hintergrund war die Vorstellung des „lebenden Toten“ und eine damit einhergehende Ambivalenz, denn der Verstorbene galt zugleich als vertraut und als unheimlich. Feiertage im Festkalender boten außerdem Gelegenheit, den Toten zu ehren und sich seines Wohlwollens zu versichern.<sup>2</sup> Dieses Grundmuster bestehend aus Riten zur Vorbereitung des Toten auf die Beisetzung, seiner Versorgung mit Nahrungsmitteln und persönlichem Besitz für das Leben im Jenseits sowie seiner Ehrung an Feiertagen kann als psychologische Reaktion auf den Tod eines Menschen gewertet werden, die sich auch zu einem Automatismus entwickeln konnte. Im Rahmen dieser Handlungen wurden vor allem im Mediterraneum Münzen, Lampen und Balsamarien eingesetzt. Sowohl die rituellen Handlungen als auch die Beigabe von Objekten sind im römischen Totenbrauchtum der republikanischen Zeit und der Kaiserzeit ebenso anzutreffen wie im treverischen Ritus der Spätlatène- und der gallorömischen Zeit.

---

<sup>1</sup> FASOLD 1993, S. 382–387. FASOLD/WITTEYER 1998, S. 181, 189. BÖHME-SCHÖNBERGER 1998, S. 263; REINERT 1998, S. 289f. KAISER 2000, S. 308f. WITTEYER 2000, S. 336.

<sup>2</sup> Exemplarisch seien hier nur die wichtigsten Feste genannt: *dies parentales* bzw. *parentalia*, *feriae privatae* der *Caristia* oder *Cara cognatio*, *larentalia*, *lemuria*. Detaillierte Informationen liefern beispielsweise SCHRUMPF 2006 und KOLB/FUGMANN 2008.

## 2. Römische Indikatoren: Münzen, Lampen, Balsamarien

Münzen, Lampen und Balsamarien sind Bestandteile des Totengedenkens und keine Beigaben im eigentlichen Sinn. Nach FASOLD und WITTEYER gehören sie zu den „Sekundärbeigaben für die Totenehrung“, wie man sie auch aus dem stadtrömischen Ritus kennt.<sup>3</sup> Ob sich daraus die These ableiten lässt, dass diese Objekte romanisierte Bestattungen im Sinne eines tief greifenden kulturellen Wandels in provinzialrömischen Bestattungsplätzen kennzeichnen, soll im Verlauf erläutert werden.

In zahlreichen Kulturen wurden den Verstorbenen Münzen beigegeben, wobei nicht alle Geldstücke, die aus Grablegen stammen, als Charonsobolus interpretiert werden können. Sie können auch als Bestandteile des Kleiderbesatzes, als Amulette oder aus Börsen stammend in die Gräber gelangt sein. In den meisten Fällen wurden die Münzen dem zum Zeitpunkt der Bestattung erfolgten Geldumlauf entnommen; trotzdem gelangten auch ältere Exemplare in die Gräber. Die ältesten Befunde dieser Art stammen aus griechischen Bestattungen des 5. Jahrhunderts v. Chr.; dieser Brauch wurde bis in das 5. Jahrhundert n. Chr. in der griechisch-römischen Welt ausgeübt, wobei generell nur wenige Bestattungen Münzbeigaben aufweisen.<sup>4</sup> Auch in keltischen Gräbern des 3. bis 1. Jahrhunderts v. Chr. stellten sie eine Seltenheit dar. POLENZ postulierte 1982 aufgrund seiner Untersuchung von Münzen in latènezeitlichen Gräbern Mitteleuropas, dass „17 der insgesamt 20 untersuchten Gräber mit Münzbeigaben weibliche Tote“ seien.<sup>5</sup> Für ihn waren Geldstücke eine Beigabe, die Bestattungen von Frauen kennzeichnen können; dies gilt aber nicht für alle von POLENZ untersuchten Gräber. Diese Annahme trifft aus heutiger Sicht nicht mehr zu. Es existieren verschiedene Interpretationen hinsichtlich der Beigabe von Münzen: „Wurfmünzen“ beschreiben diejenigen Geldstücke, die von den trauernden Angehörigen in das offene Grab geworfen wurden.<sup>6</sup> Darauf weist die Lage der Münzen im Grab hin. Wenn zwei oder mehr Münzen in der Nähe der Hände oder des Gürtels gefunden wurden, können solche Befunde als „Börsenmünzen“ aufgefasst werden (*mar-supium*).<sup>7</sup> Sie gehörten also zum persönlichen Besitz des Toten. Der Begriff „*pars-pro-toto*-Münzen“ hingegen beschreibt Geldstücke, die stellvertretend für das Vermögen stehen sollten.<sup>8</sup> Während der Begriff „Börsenmünzen“ lediglich den Inhalt des Geldbeutels bezeichnet, repräsentieren „*pars-pro-toto*-Münzen“ das Vermögen des Verstorbenen. Sie sind im archäologischen Befund nur aufgrund ihrer Lage im Grab zu unterscheiden, wobei dies bei Brandbestattungen nicht möglich ist. Die Interpretation einer einzelnen Münze im Grab als Obolus für Charon ist wohl die bekannteste.<sup>9</sup> Der Fährmann soll die Toten über die Unterweltflüsse an das Tor des Hades bringen, wofür ihm ein Lohn zusteht. Verschiedene Schriftquellen berichten, dass die Münze in den Mund des Verstorbenen gelegt wurde.<sup>10</sup> Charon forderte nur einen geringen Betrag für seine Dienste; THÜRY spricht von ein bis zwei Münzen.<sup>11</sup> STEVENS nennt weitere Kennzeichen für Charonsmünzen: „(1) a single low-denomination coin (2) is placed in the mouth (3) at the time of death (4) to pay Charon’s fee.“<sup>12</sup> Jedoch treffen

<sup>3</sup> FASOLD/WITTEYER 1998, S. 189.

<sup>4</sup> STEVENS 1991, S. 223f.

<sup>5</sup> POLENZ 1982, S. 165.

<sup>6</sup> THÜRY 1999, S. 20; GORECKI 1975, S. 276–278.

<sup>7</sup> GORECKI 1975, S. 250.

<sup>8</sup> THÜRY 1999, S. 20.

<sup>9</sup> THÜRY 1999, S. 17f. Aristoph. *Ran.* 139–142; 270f. Anth. Pal. 11,209; 11,171. Lukian *Charon* 11.

<sup>10</sup> GORECKI 1975, S. 236f. Apul. *met.* 6,18f. Iuv. 2,149–152; 3,264–267. Lukian *De luctu* 3; 10.

<sup>11</sup> THÜRY 1999, S. 27–30.

<sup>12</sup> STEVENS 1991, S. 216.

nicht alle Aspekte auf provinzialrömische Befunde zu: In der *civitas Treverorum* wurden zwischen 150 v. und 100/120 n. Chr. vornehmlich Kremationen durchgeführt. Die Lage der Münzen im bzw. am toten Körper kann nicht mehr eruiert werden und somit ist STEVENS zweites Kennzeichen nicht nachprüfbar.<sup>13</sup> Münzen, die in Brandbestattungen gefunden wurden, weisen nur dann Verbrennungsspuren auf, wenn sie gemeinsam mit dem Leichnam kremiert wurden. Es besteht auch die Möglichkeit, dass die Geldstücke nach der Verbrennung in die Urne bzw. auf den Leichenbrand in der Grabgrube gelegt wurden. Auch STEVENS vierter Aspekt bleibt für die Treverer zu bezweifeln, denn der Glaube an Charon war zwar bis in die römische Kaiserzeit weit verbreitet und lebendig, doch gibt es keine Hinweise darauf, inwieweit dieser in der *civitas Treverorum* praktiziert wurde. „The evidence shows that ‚Charon’s Obol’ was only one manifestation of a much wider funerary use of coins and suggests a richer and broader context in which it can be understood.”<sup>14</sup> GORECKI nimmt an, dass auch die Kelten den Brauch der Münzbeigabe kannten, obwohl dieser nur in geringem Umfang ausgeübt wurde; doch erst durch die römische Vermittlung habe diese Sitte in den Nordwestprovinzen eine gewisse Bedeutung erhalten.<sup>15</sup>

Neben der Beigabe von Münzen ist aus dem römischen Kontext außerdem die Verwendung von Öllampen im Rahmen von Totengedenkfeiern bekannt. Die Öllampe hat ihren Ursprung im östlichen Mittelmeerraum und fand zwischen dem 9. und 6. Jahrhundert v. Chr. durch die Phöniker im gesamten Mittelmeerraum Verbreitung.<sup>16</sup> Zunächst waren es einfache Tonschälchen mit einem mehrmals eingedrückten Rand, um den Docht besser fassen zu können. Daraus entwickelte sich ab dem 7. Jahrhundert v. Chr. der geschlossene Lampenkörper, der nur noch ein Loch für den Docht frei ließ. Zu diesem Zeitpunkt setzte in Athen auch die Produktion der Lampen auf der Drehscheibe ein.<sup>17</sup> Auf der italischen Halbinsel wurde etwa ab augusteischer Zeit ein neuer Lampentypus hergestellt, der sich von den hellenistischen Formen unterschied, die mit Hilfe von Matrizen gefertigt worden waren. Die neuen, italischen Lampen wiesen eine Volutenschnauze und eine flachere Oberseite auf; dadurch schuf man ausreichend Platz für bildliche Darstellungen.<sup>18</sup> Außerdem wies die eingesenkte Deckelplatte ein kleines Loch zum Einfüllen des Öls auf. Die Lampen verfügten an ihrer Spitze über ein Dochtloch. Der Schnauze gegenüber befand sich der Lampenhenkel. Im Gegensatz zum Mittelmeerraum wurden in den nördlichen Provinzen des *imperium Romanum* aber auch Talglampen verwendet, wogegen die römischen Öllampen meist mit Olivenöl betrieben wurden. Sowohl Olivenöl als auch Öllampen gelangten wohl nur selten in die Zone nordwärts der Alpen, denn im archäologischen Befund der Späthallstatt- und Frühlatènezeit fehlen sie. Die älteste bekannte Lampe aus der *civitas Treverorum* wurde in dem Kammergrab von Clemency entdeckt; dieses Exemplar wurde aus Italien importiert.<sup>19</sup>

Außerdem wurden im mediterranen Totenbrauchtum auch Balsamarien bzw. Unguentarien verwendet. In solchen Gefäßen wurden meist medizinische oder kosmetische Produkte wie Salben und Öle aufbewahrt. Aus Gräbern und Siedlungen sind verschiedene Gefäßformen bekannt. ANDERSON-STOJANOVIC unterscheidet zwei

---

<sup>13</sup> THÜRY 1999, STEVENS 1991 und GORECKI 1975 und 1995 beschäftigten sich in erster Linie mit Körperbestattungen, da sich diese besser für ihre Untersuchungen eigneten. Ihre Ergebnisse lassen sich jedoch nur bedingt auf Kremationen übertragen.

<sup>14</sup> STEVENS 1991, S. 215.

<sup>15</sup> GORECKI 1995, S. 102.

<sup>16</sup> RADT 1986, S. 41.

<sup>17</sup> RADT 1986, S. 45f.

<sup>18</sup> RADT 1986, S. 53.

<sup>19</sup> METZLER/WARRINGO/BIS/METZLER-ZENS 1991, S. 95

Haupttypen: „1) The fusiform or spindle shape with body varying from rounded to slender, and a foot usually set off clearly from the body, 2) the bulbous shape with round or pear-shaped body and flat base.“<sup>20</sup> Sowohl kleine Miniaturen von vier bis fünf Zentimetern Höhe als auch solche Exemplare von 20 bis 30 Zentimetern Höhe wurden in Gräbern entdeckt. Der schmale Gefäßkörper und die weite Öffnung boten sich an für ein langsames und sparsames Ausgießen von Flüssigkeiten. Außerdem sollte wohl durch die kleine Öffnung verhindert werden, dass Luft in großen Mengen in das Innere des Behälters gelangte und die darin enthaltenen Duftstoffe nicht so schnell entweichen konnten. Aufgrund der mangelhaften Dichtung der Gefäße konnten sich die Aromen der Salben und Öle jedoch schnell verflüchtigen.

### 3. Charakteristika des römischen Totenbrauchtums anhand ausgewählter Beispiele

Was man über das römische Totenbrauchtum weiß, bezieht sich meist auf Italien und betrifft in erster Linie die Totenfeierlichkeiten der stadtrömischen Oberschicht. Die Abläufe sind nicht ohne Weiteres auf andere Regionen bzw. Bevölkerungsteile übertragbar. Die römischen Bestattungsbräuche haben Parallelen zu etruskischen Zeremonien, d. h. aber nicht, dass man sie völlig aus dem etruskischen Ritual ableiten kann. Für manche Sitten existierte eine panitalische Tradition.

Die Nekropolen von Ostia bieten die Möglichkeit, die Bestattungstraditionen vom 2. Jahrhundert v. Chr. bis in die frühe Kaiserzeit zu betrachten; der Fokus soll hier jedoch auf die Verwendung der so genannten römischen Indikatoren gelegt werden: An der *via Ostiensis* befinden sich die ältesten Grablegen. Die Brandbestattungen wurden zwischen der 2. Hälfte des 2. und der 1. Hälfte des 1. Jahrhunderts v. Chr. angelegt.<sup>21</sup> Der Leichenbrand wurde meist in einfachen Urnen deponiert. Neben keramischem Trinkgeschirr, Schmuck und Totenklinen, die auf einen hellenistischen Einfluss verweisen, wurden auch Münzen, Lampen und Balsamarien niedergelegt; nicht alle dort bestatteten Personen erhielten all diese Gegenstände.<sup>22</sup> In frühaugusteischer Zeit wurde die Anzahl der beigegebenen Objekte in der Nekropole von Ostia reduziert.<sup>23</sup> Dieses Phänomen konnte auch in anderen Bestattungsplätzen der italienischen Halbinsel beobachtet werden und ist auf den Monopolanspruch des Augustus und der kaiserlichen Familie zurückzuführen. Mit der zunehmenden Gleichmachung der Gesellschaft in der frühen Kaiserzeit wurden die politischen Konkurrenzkämpfe der Eliten unterdrückt und es kam zu einer Standardisierung der Gräber. Die repräsentative Selbstdarstellung durch die sepulkrale Architektur blieb der kaiserlichen Familie vorbehalten. Die *columbaria* der spätaugusteisch-tiberischen Zeit aus Ostia tragen dieser Entwicklung Rechnung. Die moderatere äußere Gestaltung der Grablegen wurde durch eine aufwendige Ausstattung des Inneren der Anlage kompensiert, beispielsweise mit grabeigenen *ustrina*, Herden und Brunnen für Totenbankette etc.<sup>24</sup> Es zeichnete sich eine Abkehr von der Öffentlichkeit und der nach außen getragenen Selbstdarstellung ab sowie die Hinwendung zur *familia* im Inneren der Grabarchitektur. Die Beigabenausstattung erscheint nun standardisiert: Beispielsweise wurden ein kleiner Napf, ein bis zwei Miniaturen und Miesmuschelschalen niedergelegt; das et-

<sup>20</sup> ANDERSON-STOJANOVIC 1987, S. 106.

<sup>21</sup> HEINZELMANN 1998, S. 42.

<sup>22</sup> HEINZELMANN 1998, S. 43f.

<sup>23</sup> HEINZELMANN 1998, S. 45.

<sup>24</sup> HEINZELMANN 1998, S. 46.

was reichere Inventar bestand zum Beispiel aus zwei Glasbalsamarien, Glaspaste, Lampen, einem Napf und vier größeren Muschelschalen.<sup>25</sup>

Die Entwicklung der Beigabensitte in Ostia, wie sie Heinzelmann beschreibt, ist nicht ohne Weiteres auf andere Regionen Italiens übertragbar; in Norditalien beispielsweise zeichnete sich ein anderes Bild ab. Es konnten unterschiedliche Entwicklungsprozesse beobachtet werden, die darauf zurückgeführt werden können, dass hier verschiedene ethnische Gruppen lebten: Die Nekropolen der Transpadana und des Veneto, die seit der späten Republik durchgehend belegt waren, verweisen auf eine einheimische Bevölkerung (S. Maria di Zevio, S. Materno a Dorno, Gropello Cairoli und Nave).<sup>26</sup> Ab augusteischer Zeit konnte hier jedoch ein Wandel in der Ausstattung der Gräber beobachtet werden. Während das Inventar der spätrepublikanischen Brandbestattungen vor allem aus einheimischem Tongeschirr, Münzen, Fibeln und Gerätschaften bestand, traten ab augusteischer Zeit erstmals auch Lampen und Balsamarien auf, die man vorher in Zusammenhang mit diesen Bestattungsplätzen nicht kannte.<sup>27</sup> Außerdem konnte beobachtet werden, dass die Beigabe einheimischer Keramik zu diesem Zeitpunkt rückläufig war. Indigene Fibelformen fehlten dann um die Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr.<sup>28</sup> Das stadtrömische Totenbrauchtum – hier wurde es am Beispiel Ostias verdeutlicht – breitete sich ab der frühen Kaiserzeit nach Mittel- und Norditalien aus. FASOLD und WITTEYER bringen dies mit der Ansiedlung von Veteranen aus dem römischen Bürgerkrieg nach der Schlacht von Actium (31 v. Chr.) in Zusammenhang; diese gelten ihrer Meinung nach als Vermittler der römischen Totenehrung und der Nutzung von Lampen und Balsamarien.<sup>29</sup>

#### 4. Römische Indikatoren und ihre Verwendung in den Gräbern der *civitas Treverorum*

Wie erwähnt gelten Münzen, Lampen und Balsamarien aus Glas oder Ton in der Forschungsliteratur oftmals als Anzeichen für eine Romanisierung des Totenbrauchtums. Die römischen Indikatoren besitzen einen heterogenen Charakter: Münzen sind zwar zu den sekundären Beigaben zu zählen, wurden aber beispielsweise auch im Rahmen des Ahnenkults als Objekte des Totengedenkens am geschlossenen Grab deponiert (vgl. Grab 14 aus Goeblingen-Nospelt).<sup>30</sup> Balsamarien und Lampen konnten ebenso in der Grube deponiert werden oder auch außerhalb des geschlossenen Grabs.<sup>31</sup>

Aus der *civitas Treverorum* (in den Grenzen von 85 n. Chr.) wurden insgesamt 950 Bestattungen der Nekropolen Lamadelaine und Feulen (Großherzogtum Luxemburg), Lebach „Die Motte“ (Kr. Saarlouis, Saarland), Hoppstädten-Weiersbach (Kr.

<sup>25</sup> HEINZELMANN 1998, S. 46.

<sup>26</sup> FASOLD/WITTEYER 1998, S. 188.

<sup>27</sup> FASOLD/WITTEYER 1998, S. 184–189.

<sup>28</sup> FASOLD/WITTEYER 1998, S. 185f.

<sup>29</sup> FASOLD/WITTEYER 1998, S. 189.

<sup>30</sup> METZLER/GAENG/LeGOFF 2009, S. 451–453. In der Hügelaufschüttung von Grab 14 wurden kleine Gruben mit Überresten von Speisebeigaben und verbrannten Münzen entdeckt. Diese Gruben wurden nach der Bestattung angelegt. Die in ihnen gefundenen Tierknochen und Münzen waren verbrannt worden (S. 138). Sie wurden im Rahmen der Riten des Totengedenkens angelegt. Weitere Münzen stammen aus einem *dolium* in der Hügelaufschüttung: Diese 58 Geldstücke stammen aus dem Zeitraum zwischen dem vorletzten Jahrzehnt v. Chr. und der Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr. Das zeigt, dass noch lange nach dem Tod der Frau Erinnerungsriten an ihrem Grab durchgeführt wurden (S. 138–140).

<sup>31</sup> FASOLD 1993, S. 382f.

Bernkastel-Wittlich, Rheinland-Pfalz) und Wederath-Belginum (Kr. Birkenfeld, Rheinland-Pfalz) hinsichtlich ausgewählter Objekte der Grabinventare untersucht.<sup>32</sup> Dazu gehören u. a. auch die so genannten römischen Indikatoren. Ergänzt wird die Materialbasis durch herausragende Bestattungen: Clemency, Livingen, Hellingen, Goeblingen-Nospelt Grab A, B, C, D, 14, 20 (Großherzogtum Luxemburg), Olewig Grab 3 (Stadt Trier, Rheinland-Pfalz) und Elchweiler-Schmißberg Grab A und B (Kr. Birkenfeld, Rheinland-Pfalz). Um die Untersuchungsergebnisse besser strukturieren zu können, wurde der Untersuchungszeitraum (150 v. bis 100/120 n. Chr.) in drei Phasen unterteilt. Diese Arbeitshilfe dient lediglich der Synchronisierung der einzelnen Belegungsstufen der Nekropolen und stellt keine Alternative zu bestehenden Chronologien dar. Phase 1 umfasst den Zeitraum von 150 bis 30/20 v. Chr. Dazu zählen die Stufen Lt D1a bis Lt D2b, die aus Lamadelaine, Feulen und Wederath-Belginum bekannt sind, sowie die Belegungsphasen 1–4 aus Hoppstädten-Weiersbach und der Horizont „caesarische Zeit“ aus Lebach. Hinzu kommen die herausragenden Bestattungen von Clemency (Lt D2a), Elchweiler-Schmißberg Grab A (Lt D2a), Olewig Grab 3 (Lt D2a/b) und Goeblingen-Nospelt Grab C, D und 20 (Lt D2b). Phase 2 beinhaltet den Zeitraum zwischen 30/20 v. und 10/20 n. Chr. Dazu gehören die Horizonte GR1 und GR2 (Lamadelaine und Feulen), die Zeitstufe 2 aus Lebach, die Belegungsphase 5 aus Hoppstädten-Weiersbach sowie die Frauenphasen 1–4 und die Männerphase 1 aus Wederath-Belginum. Hierzu zählen auch die Grablegen von Geoblingen-Nospelt Grab A, B und 14 (GR1) sowie Livingen (GR2) und Elchweiler-Schmißberg Grab B (GR2). Phase 3 (10/20 bis 100/120 n. Chr.) umfasst schließlich die römische Periode, die in Lamadelaine nicht mehr vorkommt; in Feulen wird diese mit R1 und R2 beschrieben. Dazu zählen außerdem die Zeitstufen 3–5 aus Lebach, die Belegungsphasen 6 und 7 aus Hoppstädten-Weiersbach sowie die Frauenphasen 5–8 und die Männerphasen 2 und 3 aus Wederath-Belginum. Hinzu kommen die beiden Bestattungen aus Hellingen (Grab A datiert in R1 und Grab B in R2).

In Phase 1 (150 bis 30/20 v. Chr.) war die Münzbeigabe in Lamadelaine, Feulen und Wederath-Belginum in geringem Umfang ausgeübt worden (in 3%, 5% bzw. 1% der Gräber wurden Geldstücke gefunden).<sup>33</sup> Womöglich kann hier auf einen vorrömischen Ritus der Münzbeigabe geschlossen werden. In Lebach und Hoppstädten-Weiersbach wurden zu dieser Zeit keine Geldstücke in den Gräbern deponiert; dies gilt auch für die herausragenden Bestattungen von Clemency, Olewig Grab 3 und Elchweiler-Schmißberg Grab A sowie Goeblingen-Nospelt Grab C, D und 20. In Phase 2 (30/20 v. bis 10/20 n. Chr.) stieg die Anzahl der Gräber mit Geldstücken in Lamadelaine und Wederath-Belginum auf 13% bzw. 27%.<sup>34</sup> Dies kann womöglich darauf zurückgeführt werden, dass in der Nähe der betreffenden Siedlungen auch römische Militärlager existierten. Eventuell kam es hier zu einer Beeinflussung der indigenen Bestattungsbräuche, als deren Resultat mehr Münzen beigegeben wurden.<sup>35</sup> Ob hier von einer römischen Beeinflussung der Bestattungsbräuche gesprochen werden kann, bleibt aber fraglich. Es war zwar zu einer römischen Einflussnahme gekommen, doch muss von einer eher oberflächlichen Beeinflussung ausgegangen

<sup>32</sup> Vgl. KÖSTNER 2011, S. 91–192. Alle Werte, die hier angeführt werden, entstammen dieser Untersuchung. Es wurden nur vollständige Bestattungen (d. h. mit menschlichen Überresten) aufgenommen. Außerdem wurden nur vollständig rekonstruierbare Objekte gewertet; einzelne Scherben von Gefäßen, die nicht sicher zugeordnet werden konnten, blieben unberücksichtigt.

<sup>33</sup> KÖSTNER 2011, S. 102f., 114f, 157–163, 215f.

<sup>34</sup> KÖSTNER 2011, S. 102f., 157–163, 215.

<sup>35</sup> Auf dem Titelberg existierte vom Ende des gallischen Krieges bis in augusteische Zeit ein römisches Militärlager (GASPAR 2007, S. 20); auch in Wederath-Belginum bestand ein römisches Lager von 30 v. bis 50/70 n. Chr. (OLDENSTEIN 2000, S. 28).

werden, denn sonst überwogen das spätlatènezeitliche Inventar und die spätkeltischen Bestattungssitten. Während in Lebach die Münzbeigabe in geringem Ausmaß einsetzte (7% der Gräber), wurde in Hoppstädten-Weiersbach nur in dieser Phase eine Münze beigegeben, was 9% der Gräber entspricht.<sup>36</sup> In Feulen wurden in Phase 2 keine Münzen in den Gräbern platziert; dies gilt auch für die herausragenden Bestattungen von Livingen, Elchweiler-Schmißberg Grab B, Goeblingen-Nospelt Grab A, B und 14. Für Phase 3 (10/20 bis 100/120 n. Chr.) kann ein erneuter Anstieg der Zahl der Gräber mit Münzbeigabe verzeichnet werden und zwar in Feulen auf 7% und in Wederath-Belginum auf 52% der Gräber.<sup>37</sup> Während in Lebach die Anzahl der Bestattungen mit Münzen gleich blieb (7% der Gräber), wurden in Hoppstädten-Weiersbach keine Münzen beigegeben.<sup>38</sup> Auch in den herausragenden Bestattungen von Hellingen (Grab A und B) wurden zu keiner Zeit Geldstücke in den Gräbern deponiert.

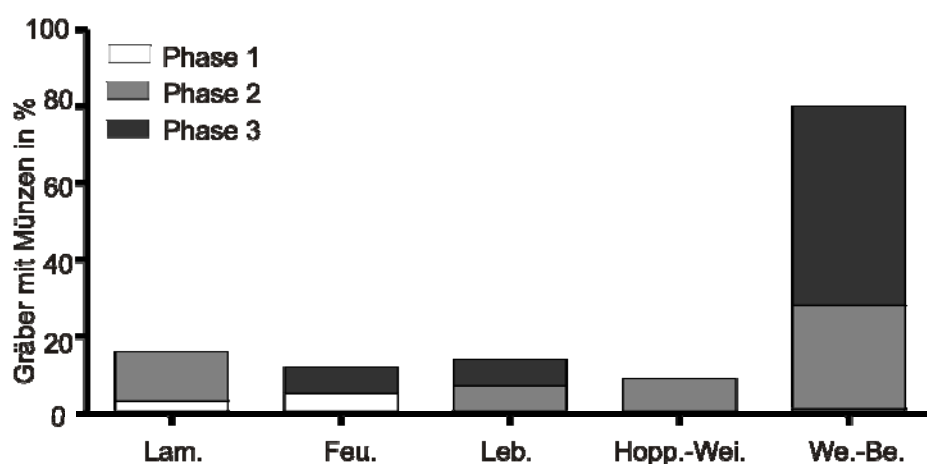


Abb. 1 Anteil der Gräber mit Münzen aus den untersuchten Gräberfeldern (in %).

Generell fehlen Münzen in den herausragenden Bestattungen, obwohl die Mehrheit von ihnen (vgl. Clemency, Livingen, Elchweiler-Schmißberg Grab B, Goeblingen-Nospelt Grab A, B, C, D, 14 und 20, Hellingen Grab A und B) in unterschiedlichem Ausmaß Importe aus dem Mittelmeerraum aufwies. Anscheinend waren diese Verstorbenen bzw. ihre Angehörigen aufgeschlossener gegenüber neuen Produkten. Außerdem besaßen sie die nötigen finanziellen Mittel und die Kontakte zu Händlern, um an derartige Objekte zu gelangen.<sup>39</sup> Sie nutzten diese Importe, um ihren gesellschaftlichen Status darzustellen. Im Gegensatz dazu weisen die Bestattungen aus den Nekropolen nur selten importierte Keramikerzeugnisse auf: In Phase 1 wurden nur in Wede-

<sup>36</sup> KÖSTNER 2011, S. 125f., 137, 215f.

<sup>37</sup> KÖSTNER 2011, S. 114, 157–163, 215.

<sup>38</sup> KÖSTNER 2011, S. 137, 215.

<sup>39</sup> Während die Siedlungen von Feulen und Hoppstädten-Weiersbach nicht in unmittelbarer Nähe zu römischen Fernstraßen lagen, wiesen diejenigen von Lamadelaine, Lebach und Wederath-Belginum eine deutlich verkehrsgünstigere Lage auf. Sowohl der Titelberg (Lamadelaine und Clemency) als auch der *vicus* von Dalheim (Livingen, Hellingen, Goeblingen-Nospelt) befanden sich in der Nähe der Fernstraße Arlon–Trier. Die Siedlung von Lebach profitierte von der Lage an der Route Metz–Bingen und Wederath-Belginum von den Fernstraßen Trier–Mainz sowie der Verbindung zwischen Eifel, Mosel und Nahetal. Während sich die Bestattungen von Olewig im Einzugsgebiet des *civitas*-Hauptortes *Augusta Treverorum* befanden, führte bei den Gräbern von Elchweiler-Schmißberg die Route Trier–Mainz vorbei.



rath-Belginum importierte Keramikwaren genutzt und zwar in 0,4% der Gräber.<sup>40</sup> In Phase 2 trifft dies auf 3% der Gräber aus Lamadelaine und 1,5% der Gräber aus Wederath-Belginum zu.<sup>41</sup> In Phase 3 enthielten 0,8% der Gräber aus Feulen, 8% der Lebacher Gräber, 3,5% der Bestattungen aus Hoppstädten-Weiersbach und 3% der Gräber aus Wederath-Belginum Importkeramik.<sup>42</sup>

Außerdem konnte festgestellt werden, dass in den fünf untersuchten Gräberfeldern nicht mehr als vier Münzen in die Gräber gelangten.<sup>43</sup> Es ist also nicht anzunehmen, dass Geldstücke der Repräsentation von Reichtum dienten. Es überwogen diejenigen Bestattungen, die nur eine einzelne Münze enthielten. Doch ist es äußerst unwahrscheinlich, dass diese als Lohn für den Fährmann Charon niedergelegt wurden, da es keine weiteren schriftlichen Belege dafür gibt, dass diese Glaubensvorstellung in der *civitas Treverorum* von der einheimischen Bevölkerung praktiziert wurde. Durch die Betrachtung der verschiedenen Münztypen, die in den Gräbern gefunden wurden, können Hinweise darauf gefunden werden, in welchem zeitlichen Rahmen die Niederlegung von Geldstücken erfolgte. Dabei muss berücksichtigt werden, dass, obwohl die Mehrheit der beigegebenen Münzen dem momentanen Geldumlauf entnommen wurden, auch alte Geldstücke in die Gräber gelangt sein konnten.

<b>Münztyp</b>	<b>Anzahl</b>
keltische Prägungen	<b>12</b>
Augustus	<b>73</b>
Agrippa	<b>3</b>
Tiberius	<b>29</b>
Caligula	<b>27</b>
Claudius	<b>20</b>
Nero	<b>4</b>
Vespasian	<b>10</b>
Titus	<b>28</b>
Domitian	<b>5</b>
Nerva	<b>1</b>
Traian	<b>1</b>
nicht identifizierbare Münzen	<b>37</b>

Tab. 1 Anzahl der in den Gräbern deponierten Münztypen aus allen Belegungsphasen bzw. Gräberfeldern.

Tab. 1 zeigt, dass es sich bei den meisten Prägungen um solche aus der Zeit des Augustus handelt. Es kam also in diesem zeitlichen Rahmen zu einem deutlichen Anstieg der Münzbeigabe. Dabei ist zu berücksichtigen, dass 70 der 73 augusteischen Münzen aus Wederath-Belginum stammen.<sup>44</sup> Ab ca. 30 v. Chr. existierte ein römisches Militärlager in Wederath-Belginum. Eventuell kam es hier zu einer römischen Beeinflussung der spätkeltischen Bestattungssitten. Dieser Impetus erstreckte sich jedoch nur auf die Kategorie Münzen, denn wie noch gezeigt werden wird, gelangten Lampen und Balsamarien nur in geringer Anzahl in die Gräber aus Wederath-Belginum. Für die folgenden Jahrzehnte konnte eine kontinuierliche Fortsetzung der Münzbeigabe in geringem Umfang in der *civitas Treverorum* beobachtet werden. Während für die Regierungszeit des Nero ein deutlicher Rückgang verzeichnet werden kann, er-

<sup>40</sup> KÖSTNER 2011, S. 145.

<sup>41</sup> KÖSTNER 2011, S. 96, 145.

<sup>42</sup> KÖSTNER 2011, S. 107, 118f., 130, 145, 206–208.

<sup>43</sup> KÖSTNER 2011, S. 215.

<sup>44</sup> KÖSTNER 2011, S. 214.

holte sich der Wert dann für Münzen aus der Regierungszeit des Vespasian und des Titus.<sup>45</sup> Gegen Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. wurde die Beigabe von Geldstücken nur noch in sehr geringem Umfang ausgeübt.

Lampen gelangten weitaus seltener in die Gräber der untersuchten Nekropolen als Münzen.<sup>46</sup> In Lamadelaine, Feulen, Lebach und Hoppstädten-Weiersbach fehlen sie gänzlich in den Phasen 1 und 2. In Wederath-Belginum waren sie in den Phasen 2 und 3 in sehr geringem Ausmaß vorhanden (in 1,5% bzw. 2% der Gräber).<sup>47</sup> In Feulen und Lebach gelangten Lampen erst in Phase 3 in die Gräber und zwar in 7% bzw. 2% der Bestattungen.<sup>48</sup> Während die Öllampe aus Goeblingen-Nospelt Grab B in Phase 2 datiert wird, gehört das Exemplar aus Clemency in Phase 1.<sup>49</sup>

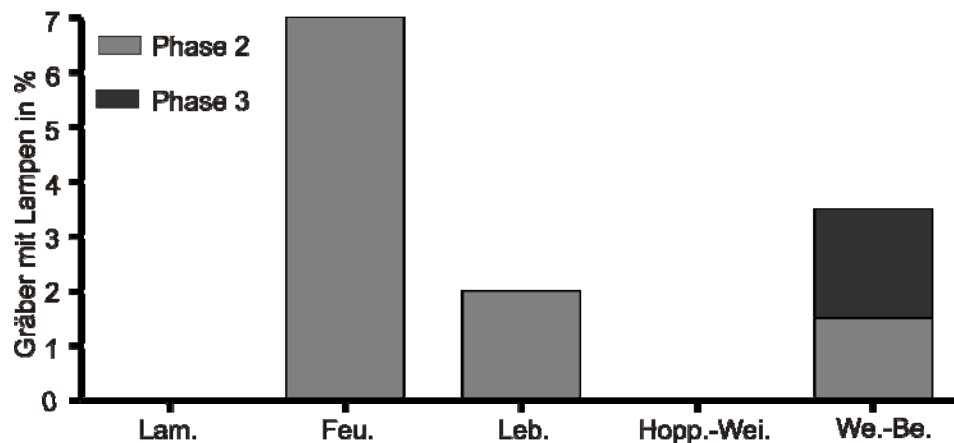


Abb. 2 Anteil der Gräber mit Lampen aus den untersuchten Gräberfeldern (in %).

Balsamarien wurden in Phase 1 nicht in den Gräbern deponiert. In Hoppstädten-Weiersbach fehlen sie vollständig während der gesamten Nutzung des Bestattungsortes. In Lamadelaine gelangten Salbgefäße in Phase 2 in 9% der Gräber, in Feulen in 7%, in Lebach in 10% und in Wederath-Belginum in 0,5% der Gräber.<sup>50</sup> Außerdem wurde ein Exemplar in Grab B aus Elchweiler-Schmißberg gefunden. In Phase 3 traten sie in Feulen in 18,5% der Gräber auf, in Lebach in 8% und in Wederath-Belginum in 4% der Gräber sowie in den beiden Hellinger Bestattungen.<sup>51</sup>

<sup>45</sup> KÖSTNER 2011, S. 214.

<sup>46</sup> Die in den untersuchten Gräbern gefundenen Lampen stammen nicht immer aus der *civitas Treverorum*, sondern in vielen Fällen wurden sie importiert wie beispielsweise die Öllampe aus Clemency, die wahrscheinlich aus Campanien stammt. (METZLER/WARRINGO/BIS/METZLER-ZENS 1991, S. 92f.).

<sup>47</sup> KÖSTNER 2011, S. 161, 215f.

<sup>48</sup> KÖSTNER 2011, S. 114f., 126, 215f.

<sup>49</sup> METZLER/WARRINGO/BIS/METZLER-ZENS 1991, S. 50. METZLER/GAENG/LeGOFF 2009, S. 105. KÖSTNER 2011, S. 171, 182.

<sup>50</sup> KÖSTNER 2011, S. 102, 114f., 126, 162f., 215f. Während tönerner Balsamarien meist aus einheimischer Produktion stammen – wie z. B. die beiden Exemplare aus Lamadelaine (METZLER/METZLER-ZENS/MENIEL/BIS/GAENG/VILLEMAR 1999, S. 337) –, trifft dies auf Salbgefäße aus Glas nicht immer zu.

<sup>51</sup> KÖSTNER 2011, S. 114f., 126, 162f., 173f, 215f.

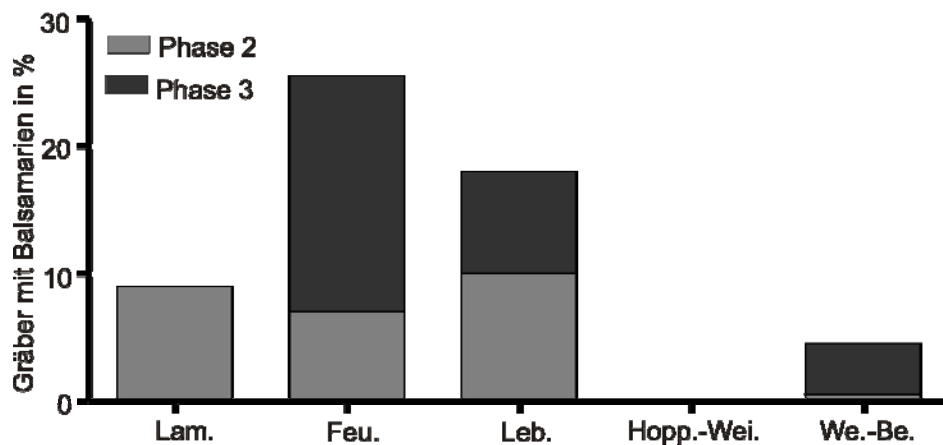


Abb. 3 Anteil der Gräber mit Balsamarien aus den untersuchten Gräberfeldern (in %).

## 5. Fazit: Bewusste Übernahme römischer Riten und deren Attributen oder lediglich eine sinnentleerte Adaption?

Lampen und Balsamarien entstammen den römischen Beigabensitten und haben keine Vorläufer im keltischen (treverischen) Totenbrauchtum. Diese Objekte gelangten frühestens um 30 v. Chr. in die Gräber von Lamadelaine, Feulen und Lebach bzw. zwischen 20 v. und 20 n. Chr. in die Bestattungen von Hoppstädten-Weiersbach und Wederath-Belginum. Im Gegensatz dazu wurden Münzen bereits in Grablegen der spätkeltischen Zeit in den Nekropolen von Lamadelaine, Feulen und Wederath-Belginum (ab 150 v. Chr.) gefunden. Deshalb kann auf einen ähnlichen Brauch in der Spätlatènekultur geschlossen werden. Jedoch wurden Geldstücke auch in Heiligtümern niedergelegt. Eventuell kannte die einheimische Bevölkerung wenigstens grundlegende Aspekte des römisch-italischen Beigabenwesens. Eine sinnentleerte Adaption ist dabei nicht ausgeschlossen, vor allem dann nicht, wenn man berücksichtigt, dass sonst das Inventar spätkeltischen Prinzipien folgte wie z. B. die Beigabe von zahlreichen keramischen Gefäßen, Waffen und Gerätschaften, Fibeln und Schmuck. Die These einer sinnentleerten Adaption wird außerdem dadurch unterstrichen, dass nur in wenigen Fällen eine Vergesellschaftung von Münzen, Lampen und Balsamarien, wie sie auch aus dem römischen Totenbrauchtum bekannt ist, vorliegt. Während eine derartige Kombination in Lamadelaine, Hoppstädten-Weiersbach und in den herausragenden Bestattungen nicht festgestellt werden konnte, wurden in Feulen, Lebach und Wederath-Belginum derartige Zusammenstellungen beobachtet. Grab 87 aus Feulen enthält eine tönernen Öllampe und vier keramische Balsamarien.<sup>52</sup> Die Gräber 62 und 11 aus Lebach weisen jeweils eine Münze und ein gläsernes Balsamarium auf.<sup>53</sup> Aus Wederath-Belginum stammen sechs Bestattungen mit dieser Kombination: Grab 1026 (drei Münzen und zwei gläserne Balsamarien), Grab 1227 (zwei Münzen sowie ein gläsernes Balsamarium), Grab 2212 (eine Münze und ein gläsernes Balsamarium), Grab 2215 und 1898 (jeweils zwei Münzen und ein gläsernes Balsamarium).<sup>54</sup> Allerdings wurden in keinem Fall alle drei Elemente der römischen Indikatoren in einem Grab deponiert.

<sup>52</sup> SCHENDZIELORZ 2006, S. 78.

<sup>53</sup> GERLACH 1986, S. 18f., 52f.

<sup>54</sup> HAFFNER 1978, S. 26f., 72f. CORDIE-HACKENBERG/HAFFNER 1997, S. 15, 82f., 122–124.

Aufgrund der selektiven Deponierung römischer Indikatoren in treverischen Gräbern muss man nicht zwangsläufig veränderte Glaubensvorstellungen annehmen. Auch kann im Zeitraum bis 100/120 n. Chr. durch ihre Verwendung nicht zweifelsfrei auf romanisierte Bestattungen im Sinne eines tief greifenden kulturellen Wandels geschlossen werden. Lediglich auf die Hellinger Gräber A und B sowie auf Elchweiler-Schmißberg Grab B und Goeblingen-Nospelt (Grab A, B und 14) trifft zu, dass durch einen römischen Impetus ausgelöste Veränderungen in diesen Grablagen stärker aufgegriffen wurden. Ein Beispiel dafür, dass sich einige Bewohner der *civitas Treverorum* eher als Römer denn als Kelten sahen, ist die Darstellung einer Kampfszene auf einem Reliefblock aus Bartringen (Großherzogtum Luxemburg): Diese zeigt vier Menschen und ein Pferd während eines Kampfes; außerdem sind zwei zu Boden gefallene Schilde und Lanzen sowie „der am Boden liegende Barbar [...] in seltsam verdrehter Körperhaltung“ abgebildet.<sup>55</sup> Die Figur rechts des Einheimischen hält diesen an den Haaren; an der Armbeuge dieser Figur, die als römischer Soldat zu interpretieren ist, hängt ein Torques, der als Kriegsbeute gedeutet wird.<sup>56</sup> Das Grabmonument wird auf 20/30 n. Chr. datiert und KREMER sieht in Zusammenhang mit der *villa* von Bartringen den Sitz einer romtreuen, romanisierten Familie.<sup>57</sup> Die Schlachtszene drückt ihrer Meinung nach eine „antikeltische Haltung“ aus.<sup>58</sup> Doch muss das Nebeneinander von keltischer Identität und prorömischer Haltung nicht immer mit Konflikten behaftet gewesen sein. Während der Reliefblock mit Kampfszene aus Bartringen und einige der herausragenden Bestattungen einen stärkeren römischen Impetus erkennen lassen, kann für die Mehrheit der Bevölkerung, die in den Bestattungsplätzen von Lamadelaine, Feulen, Lebach, Hoppstädten-Weiersbach und Wederath-Belginum ihre letzte Ruhe fand, angenommen werden, dass bei der Verwendung der so genannten römischen Indikatoren einem Modetrend nachgegangen wurde und daher eher eine sinnentleerte Adaption vorliegt als die genaue Kenntnis römischer Beigabensitten und Jenseitsvorstellungen.

---

<sup>55</sup> KREMER 2009, S. 79.

<sup>56</sup> KREMER 2009, S. 81.

<sup>57</sup> KREMER 2009, S. 101, 105–107, 112.

<sup>58</sup> KREMER 2009, S. 107.

## 6. Literaturverzeichnis

ANDERSON-STOJANOVIC, V. R. 1987, The Chronology and Function of Ceramic Unguentaria, in: *AJA* 91, S. 105–122.

BÖHME-SCHÖNBERGER, A. 1998, Das Gräberfeld von Badenheim, in: P. Fasold (Hrsg.), *Bestattungssitte und kulturelle Identität. Grabanlagen und Grabbeigaben der frühen römischen Kaiserzeit in Italien und den Nordwestprovinzen*, Xantener Berichte, Grabung – Forschung – Repräsentation 7, Köln, S. 261–283.

CORDIE-HACKENBERG, R./HAFFNER, A. 1991–1997, *Das keltisch-römische Gräberfeld von Wederath-Belginum*, Bd. 4–5, Mainz.

FASOLD, P. 1993, Romanisierung und Grabbrauch: Überlegungen zum frühromischen Totenkult in Rätien, in: M. Struck (Hrsg.), *Römerzeitliche Gräber als Quellen zu Religion, Bevölkerungsstruktur und sozialgeschichtlicher Archäologie*, Schriften des Instituts für Vor- und Frühgeschichte der Johannes Gutenberg-Universität Mainz Bd. 3, Mainz, S. 381–394.

FASOLD, P./WITTEYER, M. 1998, „Römisches“ in den Gräbern Mittel- und Norditaliens, in: P. Fasold (Hrsg.), *Bestattungssitte und kulturelle Identität. Grabanlagen und Grabbeigaben der frühen römischen Kaiserzeit in Italien und den Nordwestprovinzen*, Xantener Berichte, Grabung – Forschung – Repräsentation 7, Köln, S. 293–304.

GASPAR, N. 2007, *Die keltischen und gallorömischen Fibeln vom Titelberg*, Dossiers d'Archéologie du Musée National d'Histoire et d'Art XI, Luxemburg.

GERLACH, G. 1986, *Das Gräberfeld „Die Motte“ bei Lebach*, 2 Bde., Saarbrücker Beiträge zur Altertumskunde Bd. 15, Bonn.

GLESER, R. 2005, *Studien zu sozialen Strukturen der historischen Kelten in Mitteleuropa aufgrund der Gräberanalyse, Die keltisch-römische Nekropole Hoppstädten-Weiersbach im Kontext latènezeitlicher Fundgruppen und römischer Okkupation*, Saarbrücker Beiträge zur Altertumskunde Bd. 81, Bonn.

GOECKI, J. 1975, Münzbeigabe in römerzeitlichen Körpergräbern, in: *BRGK* 56, S. 179–467.

GOECKI, J. 1995, Die Münzbeigabe, eine mediterrane Grabsitte. Nur Fährlohn für Charon? in: Witteyer, M./Fasold, P. (Hrsg.), *Des Lichtes beraubt, Totenehrung in der römischen Gräberstraße von Mainz-Weisenau*, Wiesbaden, S. 93–103.

HAFFNER, A. 1978, *Das keltisch-römische Gräberfeld von Wederath-Belginum*, Bd. 3, Mainz.

HEINZELMANN, M. 1998, Die Nekropolen von Ostia: Zur Entwicklung der Beigabensitte vom 2. Jh. v. Chr. bis in die frühe Kaiserzeit, in: P. Fasold (Hrsg.), *Bestattungssitte und kulturelle Identität. Grabanlagen und Grabbeigaben der frühen*

*römischen Kaiserzeit in Italien und den Nordwestprovinzen*, Xantener Berichte, Grabung – Forschung – Repräsentation 7, Köln, S. 179–192.

KAISER, M. 2000, Elemente der Romanisierung im Grabbrauch des 1. Jahrhunderts n. Chr. in der *Augusta Treverorum*, in: A. Haffner/S. v. Schnurbein (Hrsg.), *Kelten, Germanen, Römer im Mittelgebirgsraum zwischen Luxemburg und Thüringen*, Kolloquien zur Vor- und Frühgeschichte Bd. 5, Bonn, S. 305–317.

KÖSTNER, E. 2011, *Tod im Trevererland, Interkulturelle Beziehungen zwischen Römern und Kelten, Eine historisch-archäologische Gräberanalyse in der civitas Treverorum zwischen 150 v. und 100/120 n. Chr.*, Pietas Bd. 3, Gutenberg.

KOLB, A./FUGMANN, J. 2008, *Tod in Rom, Grabinschriften als Spiegel römischen Lebens*, Mainz.

KREMER, G. 2009, *Das frühkaiserzeitliche Mausoleum von Bartringen (Luxemburg)*, Dossiers d'Archéologie du Musée National d'Histoire et d'Art XII, Luxemburg.

METZLER, J./WARRINGO R./BIS, R./METZLER-ZENS, N. 1991, *Clemency et les tombes de l'aristocratie en Gaule Belgique*, Dossiers d'Archéologie du Musée National d'Histoire et d'Art I, Luxemburg.

METZLER, J./METZLER-ZENS, N./MENIEL, P./BIS, R./GAENG, C./VILLEMAR, I. 1999, *Lamadelaide, Une nécropole de l'oppidum du Titelberg*, Dossiers d'Archéologie du Musée National d'Histoire et d'Art VI, Luxemburg.

METZLER, J./GAENG, C./LeGOFF, I. 2009, *Goebblange-Nospelt, Une nécropole aristocratique trévire*, Dossiers d'Archéologie du Musée National d'Histoire et d'Art XIII, Luxemburg.

OLDENSTEIN, J. 2000, Wederath-Belginum, Gräberfeld, Lager, Siedlung und Tempelbezirk, in: A. Haffner/S. von Schnurbein (Hrsg.), *Kelten, Germanen und Römer im Mittelgebirgsraum zwischen Luxemburg und Thüringen*, Kolloquien zur Vor- und Frühgeschichte, Bd. 5, Bonn, S. 23–29.

POLENZ, H. 1982, Münzen in latènezeitlichen Gräbern Mitteleuropas, in: *BVBl* 47, S. 27–222.

RADT, W. 1986, Lampen und Beleuchtung in der Antike, in: *Antike Welt* 17, S. 41–58.

REINERT, F. 1998, „Römisches“ in treverischen Gräbern der julisch-claudischen Zeit, in: P. Fasold (Hrsg.), *Bestattungssitte und kulturelle Identität. Grabanlagen und Grabbeigaben der frühen römischen Kaiserzeit in Italien und den Nordwestprovinzen*, Xantener Berichte Grabung – Forschung – Repräsentation 7, Köln, S. 285–294.

SCHENDZIELORZ, S. 2006, *Feulen, Ein spätlatènezeitlich-frühhömisches Gräberfeld in Luxemburg*, Dossiers d'Archéologie du Musée National d'Histoire et d'Art IX, Luxemburg.

SCHRUMPF, S. 2006, *Bestattung und Bestattungswesen im römischen Reich, Ablauf, soziale Dimension und ökonomische Bedeutung der Totenfürsorge im lateinischen Westen*, Bonn.

STEVENS, S. T. 1991, Charon's Obol and Other Coins in Ancient Funerary Practice, in: *Phoenix* 45, S. 215–229.

THÜRY, G. E. 1999, Charon und die Funktion der Münzen in römischen Gräbern der Kaiserzeit, in: O. Dubuis/S. Frey-Kupper/G. Perret (Hrsg.), *Trouvailles monétaires de tombes – Fundmünzen aus Gräbern*, Lausanne, S. 17–30.

WITTEYER, M. 2000, Grabgestaltung und Beigabenausstattung in der Gräberstraße von Mainz-Weisenau, in: A. Haffner/S. v. Schnurbein (Hrsg.), *Kelten, Germanen, Römer im Mittelgebirgsraum zwischen Luxemburg und Thüringen*, Kolloquien zur Vor- und Frühgeschichte Bd. 5, Bonn, S. 319–343.

**Kontakt zur Autorin:**

Elena Köstner  
[elena.koestner@gmx.de](mailto:elena.koestner@gmx.de)

**Rezension zu:**

**Karl Strobel, Kaiser Traian – Eine Epoche der Weltgeschichte  
(Regensburg 2010)**

Jens Gering

Unter dem Princeps Traian (98-117 n.Chr.) erreichte das Römische Reich bekanntlich seine größte Ausdehnung. Traian hatte als einziger Kaiser den römischen Herrschaftsbereich über die Donau hinaus erweitert, wie es anerkennend der spätantike Biograph Aurelius Victor notiert.<sup>1</sup> Bei seinem ambitioniertesten Vorhaben aber scheiterte er: Sein Partherkrieg kostete ihn nicht nur das Leben, sondern endete in einer verlustreichen Katastrophe für Rom. Warum stellt die antike Überlieferung seine Regierungszeit trotzdem als Höhepunkt der römischen Geschichte dar, sodass es noch im 4. Jahrhundert Brauch war, einen neuen Kaiser mit den Worten ‚*Felicio Augusto – melior Traiano*‘ im Senat zu akklamieren?<sup>2</sup> Der ausgewiesene Traian-Kenner K. STROBEL<sup>3</sup> versucht in seiner Gesamtdarstellung der traianischen Herrschaft, auf diese Frage eine Antwort zu geben, indem er die in den Quellen gezeichneten Idealbilder kritisch prüft und aus der Perspektive der aktuellen Forschung heraus bewertet.

In seinem Werk will STROBEL seine Hauptthese belegen, Traian sei nicht der *optimus princeps* gewesen, als der er in der antiken Überlieferung im Gegensatz zum *pessimus princeps* Domitian (81-96 n.Chr.) erscheint. Stattdessen entwirft STROBEL von Traian das kritische Bild eines autokratischen, nach sakraler Überhöhung strebenden Herrschers, dessen Regime faktisch in der Tradition Domitians gestanden habe. Sein leutseliges Auftreten zu Beginn seiner Herrschaft und sein Sieg über die Daker hätten aber dafür gesorgt, dass sich die Oberschicht des Reiches – anders als in domitianischer Zeit – nicht an seinem offenen Zur-Schau-Stellen absoluter Macht gestört habe (13).

Das Buch folgt dem klassischen Aufbau einer wissenschaftlichen Biographie: Nach einer Einführung stellt der Autor kurz die Quellenlage und den aktuellen Forschungsstand vor (25-35). Es folgen sieben große Kapitel unterschiedlicher Länge, die jeweils mit einem wissenschaftlichen Apparat abschließen. Da der Autor „keine Kaiserbiographie im eigentlichen Sinne“ schreiben, sondern „die innen- und außenpolitische Dimension einer Epoche vorstellen“ will (10), beschäftigt sich STROBEL im ersten Drittel des Buches sehr intensiv mit der flavischen Zeit (36-181). Im Folgenden werden Traians erste Regierungsjahre kurz gestreift (182-217), ehe sich der Autor seiner Paradedisziplin zuwendet, der diffizilen Rekonstruktion der Dakerkriege (218-303). Weitere Schwerpunkte der Untersuchung stellen die Selbstinszenierung Traians (304-347) sowie der Partherkrieg (348-398) dar, ehe STROBEL in seinem abschließenden Kapitel Traians Tod sowie den politischen Bruch thematisiert, der unter seinem Nachfolger Hadrian stattfand (399-421). Als Appendices liefert STROBEL seinen Lesern Anmerkungen zum „Daker/Geten-Problem“ (422-433), zur traianischen Münz-

---

<sup>1</sup> Aur. Vict. 13, 2f.

<sup>2</sup> Eutr. 8, 5, 3.

<sup>3</sup> Hier eine kleine Auswahl der Schriften, die STROBEL in den letzten 25 Jahren zu Aspekten des traianischen Principats publizierte: K. STROBEL, Untersuchungen zu den Dakerkriegen Traians, Diss. Bonn 1984; K. STROBEL, *Traianus optimus princeps*, in: E. SCHALLMAYER (Hg.), Traian in Germanien, Traian im Reich, Bad Homburg 1999, 17-29; K. STROBEL, Zu zeitgeschichtlichen Aspekten im *Panegyricus* des jüngeren Plinius, in: J. KNAPE/K. STROBEL: Zur Deutung von Geschichte in Antike und Mittelalter, Bamberg 1985, 9-112 und zuletzt K. STROBEL, Die Eroberung Dakiens, Ein Resümee zum Forschungsstand der Dakerkriege Domitians und Traians, in: *Dacia* 50, 2006, 105-114.



prägung (434-440), zum Herrscherporträt Traians (441-453) sowie zum *Panegyricus* des jüngeren Plinius (454-460). Drei Karten zu den Daker- und Partherkriegen (461-463) und ein allgemeines Register (466-478) erleichtern die Arbeit mit diesem umfangreichen Werk. Als visuelles Anschauungsmaterial enthält das Buch zusätzlich einen ansprechenden Tafelteil mit 31 Abbildungen.

Die Einzelergebnisse sind vielschichtig: In seinem ersten Kapitel erklärt STROBEL, wie Traian trotz fehlender verwandtschaftlicher Beziehung zum Kaiserhaus an die Macht kommen konnte. Er folgt dabei nicht der antiken Überlieferung, wonach Kaiser Nerva (96-98 n.Chr.) Traian als „Besten aller Bürger“ adoptiert und damit zu seinem Nachfolger ausgewählt habe (36).<sup>4</sup> Stattdessen sei in flavischer Zeit ein geschlossenes Netzwerk spanisch-, gallisch- und kleinasiensstämmiger Senatoren in die Führungsschicht aufgestiegen, dem auch Traians Vater aus der spanischen Provinz *Baetica* angehört habe. Traians Aufstieg zum Kaisertum sei durch diesen Führungskreis ermöglicht worden (52). Der Autor glaubt ferner, diese Senatorengruppe hätte bei der Verschwörung gegen Domitian im Hintergrund die Fäden gezogen und zunächst Nerva als Übergangskaiser sowie Traian als langfristige Lösung im Sinn gehabt (70 und 147). STROBEL hält gegen den Trend der Forschung eine direkte Beteiligung Traians an der Ermordung Domitians 96 n.Chr. zwar für wahrscheinlich (141), betont in diesem Zusammenhang aber, dass sich Traian zu Domitians Lebzeiten stets loyal gegenüber dem Princeps verhalten und keinesfalls den oppositionellen Kreisen angehört habe, da „Plinius in seinem *Panegyricus* auf die Ämterlaufbahn Traians [in flavischer Zeit; J.G.] nicht eingeht“ (103).

Bei seiner Bewertung des domitianischen Principats beurteilt STROBEL das negative Domitianbild der nach 96 n.Chr. entstandenen antiken Überlieferung kritisch und stellt die nicht geringen Leistungen des letzten Flaviers heraus. Demnach war „Domitian ohne Zweifel einer der fähigsten Administratoren auf dem Kaiserthron“ (75). Dass dieser von der (senatorischen) Geschichtsschreibung in ein so schlechtes Licht gerückt wurde, erklärt STROBEL damit, dass Domitian die Principats Herrschaft neu definiert und dadurch „Misstrauen und Furcht“ (129) bei vielen Senatoren geschürt habe. Der letzte Flavier habe durch die sakrale Überhöhung der eigenen Herrscherperson sowie durch sein gebieterisches Auftreten die autokratischen Züge der Principats Herrschaft offen demonstriert (125-135). Unter Traian hingegen habe ein „atmosphärischer Wandel“ stattgefunden, indem der Kaiser zumindest in den Anfangsjahren seiner Herrschaft der *Maxime der ‚moderatio‘* gefolgt sei (195) und den Senatoren gegeben habe, wonach sie verlangten: „Eine Fassade, welche die Macht des Autokraten erträglich machte“ (200). Diese Fassade sowie der Umstand, dass Traian bei seinem Tod anders als Domitian einen legitimen Nachfolger präsentieren konnte (122-126), waren laut STROBEL die entscheidenden Gründe für die stark abweichenden Urteile der antiken Schriftsteller zu den beiden Kaisern. Dabei stellt der Autor klar, dass Traian den von Domitian begonnenen Weg einer auf sakraler Erhöhung des Princeps basierenden Herrschaftskonzeption weiterbeschritten und sogar ausgebaut habe. Dies belege die zunächst ab 103 n.Chr. inoffizielle und ab 114 n.Chr. offizielle Annahme des Titels *optimus*, mit der sich Traian auf eine Stufe mit dem höchsten römischen Staatsgott *Iupiter Optimus Maximus* gestellt habe (173f.).

Als Princeps habe Traian früh danach gestrebt, die Kampfhandlungen mit den Dakern an der Donau wieder aufzunehmen. Mithilfe der Reliefs der Traianssäule sowie den neuesten Ergebnissen der archäologischen und epigraphischen Forschung rekonstru-

---

<sup>4</sup> Plin. paneg. 7, 4-6.

iert STROBEL die beiden Dakerkriege (101/102 und 105/106 n.Chr.) in Kapitel IV beinahe minutiös. Auf die zentrale Frage nach Traians Motiven werden multikausale Erklärungen angeboten: In Dakien, an dessen Eroberung Domitian gescheitert war (185), habe Traian seine „militärischen Lorbeeren“ verdienen und seine Herrschaft somit auf eine breitere Legitimationsbasis stellen wollen (207). Sein großes Vorbild sei hierbei Caesar gewesen, der laut Sueton vor seiner Ermordung 44 v.Chr. einen Krieg gegen das Dakerreich geplant hatte (227f.).<sup>5</sup> Die „nicht enden wollenden Feierlichkeiten“ im Zuge des Dakertriumphes in Rom belegen laut STROBEL aber das Hauptziel der aggressiven traianischen Expansionspolitik: Die Stilisierung der eigenen Herrscherpersönlichkeit als großer Feldherr (282) sowie als „unbesiegbarer und göttergleicher“ Kaiser (304). Anhand der Münzmissionen versucht der Autor den Wandel der kaiserlichen Selbstinszenierung vom *civilis princeps* zum *princeps invictus* zu verdeutlichen. Auch Traians gewaltiges Bauprogramm in Rom habe im Kern darauf gezielt, den Kaiser in den Mittelpunkt der römischen Öffentlichkeit zu stellen und ihn „übermenschlich“ erscheinen zu lassen (304-307). Manifestester Ausdruck dieses Bestrebens nach sakraler Überhöhung sei das Traiansforum, das mit seinen gewaltigen Dimensionen (185m breit, 260m lang) alle anderen Kaiserforen Roms übertraf (309). Die Verleihung des Titels *optimus* durch den Senat 114 n.Chr. sieht STROBEL daher als logische Konsequenz der Götterannäherung (332f.).

Eine grundsätzlich negative Bewertung durch STROBEL erfährt Traians „Abenteuer des Partherkrieges“ (348), mit dem der Princeps in der Tradition Caesars seine Herrschaft habe krönen wollen. Cassius Dios Kritik an Traians Ruhmsucht folgend wird die Annahme zurückgewiesen, der Kaiser sei durch eine Aggression der Parther zu dem Feldzug provoziert worden (349f.).<sup>6</sup> Da die Expedition trotz anfänglicher Erfolge in der Summe als großer Misserfolg zu werten ist (390), fragt sich STROBEL, warum der verstorbene Traian trotzdem 117 n.Chr. einen Triumphzug zugesprochen bekam und nach Rom überführt sowie als einziger Kaiser innerhalb des *pomerium* bestattet wurde (407). Die Erklärung hierfür liegt seiner Ansicht nach in der dynastischen Legitimationsstrategie Hadrians. Diese erforderte es zumindest rein äußerlich, an Traian anzuknüpfen und diesen daher als *optimus princeps* in die Geschichte eingehen zu lassen (408). STROBEL stellt aber klar, dass Hadrian inhaltlich deutlich mit der Politik seines Vorgängers gebrochen und damit dem Reich seine alte Stabilität zurückgegeben habe (411), wodurch das vorliegende Buch von Anfang bis Ende ein tendenziell eher negatives Traianbild transportiert.

Handwerklich ist das Buch ansprechend gestaltet: Die Karte des Römischen Reiches im Vorsatz, die hochauflösenden Abbildungen im Tafelteil sowie das Layout und der Einband im Allgemeinen. Da STROBEL das Entstehen seines kritischen Traianbildes den Lesern anschaulich anhand des (für eine Biographie leider dünnen) literarischen, archäologischen, epigraphischen und numismatischen Quellenmaterials plausibel macht, weiß das Buch über weite Strecken auch inhaltlich zu überzeugen. Die größten Stärken liegen in den großen interdisziplinären Kenntnissen des Autors, die das Buch zu einer verlässlichen Informationsquelle werden lassen.<sup>7</sup> STROBELS auf aktuellen Forschungsergebnissen basierenden Urteile zu einzelnen Aspekten der traianischen Regierungstätigkeit sind im Kern zustimmungswürdig: Zu Recht räumt der Autor mit den „zählebigen Mythen“ auf, die traianische Herrschaft sei ein „aufge-

<sup>5</sup> Suet. Iul. 44, 1-4.

<sup>6</sup> Laut Cass. Dio 68,17,1 war Traians Triebfeder das Verlangen nach Ruhm.

<sup>7</sup> Hervorzuheben ist z.B. die Benutzung der aktuellen Rekonstruktionen des Traiansforums von R. MENEGHINI (310).

klärtes“, „humanitäres“ „Senatskaisertum“ gewesen (32).<sup>8</sup> Traians Herrschaft hatte stattdessen durchaus seine Schattenseiten: Das von den Dakern erbeutete Gold wurde vor allem zur Stilisierung der Herrscherpersönlichkeit verwendet und die aggressive, wohl auf kaiserlicher Ruhmsucht gründende Expansionspolitik brachte das Reich in der Tat „ins Wanken“ (392). STROBELS kritisches Gesamturteil ist daher nachvollziehbar. Gleiches gilt für seine Bewertung Domitians. Der Schwarzweißmalerei der antiken Literaten nicht folgend macht der Autor deutlich, dass der letzte Flavier kein „raubgieriger Tyrann, kein militärischer Versager und Betrüger“ war (135). In der Forschung gelten diese Urteile zwar seit längerem als revidiert, einer kenntnisreichen Neueinschätzung im Rahmen einer Gesamtdarstellung gebührt nichtsdestotrotz Anerkennung.<sup>9</sup> Zudem liefert STROBEL einige interessante Einzelergebnisse, die den wissenschaftlichen Diskurs befruchten können, so z.B. die These, das traianische Herrschaftskonzept sei eine Weiterentwicklung des domitianischen gewesen.

Diskussionswürdig an dieser Biographie ist die Schwerpunktsetzung bei den zu untersuchenden Aspekten traianischer Herrschaft. So wird der „zivile“ Aspekt der kaiserlichen Verwaltungstätigkeit nur cursorisch gestreift.<sup>10</sup> Nicht zwingend nachvollziehbar ist ferner die Entscheidung STROBELS, aus Rücksicht auf sein studentisches und geschichtsinteressiertes Laienpublikum in einer „erzählenden Ereignisgeschichte“ auf eine „Detaildiskussion wissenschaftlicher Kontroversen“ zu verzichten (20). In der Praxis bedeutet dies, dass ein differenziertes Abwägen kontroverser Quellen und Quelleninterpretationen in den Anmerkungsapparat verbannt oder dem Leser gänzlich vorenthalten wird. Dies ist zu bedauern, denn Studierende mit einer Biographie in das Analysieren und Interpretieren von Quellen, das „Handwerkszeug des Historikers“, einzuführen, kann nach Meinung des Rezensenten nur über das vergleichende Gegenüberstellen kontroverser Quellenaussagen mit einer eigenen begründeten Stellungnahme des „Profis“ am Schluss gelingen. So wird nicht nur historisches Denken für die Studierenden nachvollziehbar, sondern bei einer breiten Leserschaft auch Spannung erzeugt, da sich die Leser an der schwierigen Puzzlearbeit des Althistorikers beteiligt fühlen und eigene Schlussfolgerungen ziehen können. Gerade die in den Quellen nur fragmentarisch überlieferte Geschichte des Kaisers Traian bietet sich hierfür besonders an. An einigen Stellen geht STROBEL diesen Weg: Bei der Frage, warum Traian bei Herrschaftsbeginn zehn Monate am Rhein verbrachte, erörtert er die Quellenbasis (Eutr. 8, 2, 2) und fällt ein nachvollziehbares Urteil (185). Häufig suggeriert der Autor aber mit seinen Interpretationen eine faktische Sicherheit, die es auf Grund der kontroversen Quellenlage nicht gibt: So heißt es z.B. über Domitian, er habe ein hellenistisches Herrschaftskonzept verfolgt und sich bewusst als ‚*dominus et deus*‘ stilisiert, um seiner Herrschaft eine sakrale Aura zu geben (72). STROBEL nennt

---

<sup>8</sup> Ein Beleg für diesen „zählebigen Mythos“ ist A. HEUB, *Römische Geschichte*, Paderborn <sup>8</sup>2001, 346. Demnach hätten Traians Zeitzeugen dem Princeps als „ideale Verkörperung des humanen Herrscherbegriffs“ zugejubelt.

<sup>9</sup> Die Forschungsgeschichte zum Verständnis der beiden Herrscherfiguren Domitian und Traian fasst präzise K. CHRIST, *Geschichte der Römischen Kaiserzeit*, München <sup>5</sup>2005, 263 zusammen. Zu Domitian vgl. darüber hinaus K. H. WATERS: *Traianus Domitiani Continuator*, in: *American Journal of Philology* 90, 1969, 385-405; zu Traian vgl. M. FELL, *Optimus Princeps? Anspruch und Wirklichkeit der imperialen Programmatik Kaiser Traians*, München 1992.

<sup>10</sup> Als Kenner der Militärgeschichte legt STROBEL den Schwerpunkt seiner Untersuchungen auf die Rekonstruktion der kaiserlichen Feldzüge. Die Betonung der kaiserlichen Sieghaftigkeit durch Traian selbst sowie die Quellenlage mögen diese Entscheidung zusätzlich motiviert haben. Das Kapitel V zur Herrschaftsdarstellung und zur Herrschaftspraxis in Rom und Italien ist dem Rezensenten aber angesichts der interessanten Quellen (zu denken ist z.B. an den Briefverkehr zwischen dem Kaiser und Plinius d.J.) zu knapp geraten (304-347).

in dieser Frage ausschließlich Argumente, die seine These erhärten (z.B. 72-75, 91f. und 129-132) und blendet sämtliche Gegenargumente aus, die von Teilen der Forschung zu Recht in den Diskurs eingebracht werden. So sieht STROBEL z.B. den so genannten *Pamphilus*-Obelisk auf der Piazza Navona in Rom als Beleg für Domitians ideologisches Programm an, sich selbst als „Pharao der Welt“ zu stilisieren (73). Hierauf stützt er seine These, Domitian habe Elemente des hellenistischen Königtums stärker als seine Vorgänger akzentuiert (129). Verschwiegen werden dagegen die zahlreichen Belege, dass Domitian in vielen Bereichen seiner Herrschertätigkeit bewusst traditionelle Wege ging und gezielt an seine iulisch-claudischen und flavischen Vorgänger anknüpfte, wobei vor allem Augustus und Vespasian als Vorbilder zu nennen sind.<sup>11</sup> Damit wird dem (studentischen) Leser die Chance auf die Bildung eines eigenen Urteils genommen.

Trotz dieser kritischen Anmerkungen ist es als eine große Leistung des Autors anzusehen, über Traian und seine Zeit nun endlich eine deutschsprachige Gesamtdarstellung vorgelegt zu haben, auch wenn wir „in Ermangelung von narrativen Quellen oder gar Selbstzeugnissen dieses Kaisers niemals seine Biographie werden schreiben können.“<sup>12</sup> Methodisch richtig ist daher STROBELS Vorgehen, Biographie und Strukturgeschichte zu verbinden. Wenn in den letzten Jahren viele Lebensbeschreibungen einzelner römischer Kaiser verfasst wurden, darf nicht vergessen werden, dass diese Herrscherpersönlichkeiten in den Kontext der allgemeinen Entwicklung des Principats einzuordnen sind. Traians Auftreten und Handeln als Kaiser ist nur in der Tradition einer evolutionären Entwicklung des Principats im 1. und 2. Jahrhundert n.Chr. zu verstehen. In der Summe ist STROBELS Buch daher für den Kenner der Zeit ein nützliches Nachschlagewerk und ein wichtiger Ausgangspunkt eigener vertiefter Forschung. Studierenden und interessierten Laien ist das Buch aus den genannten Gründen nur mit Einschränkungen zu empfehlen.

#### **Kontakt zum Autor:**

Jens Gering (Osnabrück)  
[jgering@uos.de](mailto:jgering@uos.de)

---

<sup>11</sup> Beispiele wären die ausgebliebene Selbstapotheose (vgl. K. CHRIST, Zur Herrschaftsauffassung und Politik Domitians, in: Schweizer Zeitschrift für Geschichte 12, 1962, 187-213), die an Augustus angelehnte Moralgeseztgebung oder die „Rücksichtnahme auf die altehrwürdigen Geschlechter“ bei der Vergabe von Konsulaten (vgl. W. ECK, Senatoren von Vespasian bis Hadrian, München 1970, 63). Dass Augustus und Vespasian die politischen Vorbilder des letzten Flaviers waren, zeigen die Münzbilder der Reichsprägung deutlich.

<sup>12</sup> G. SEELENAG, Rez. zu: J. M. BLÁZQUEZ, Traiano, Barcelona 2003, in: Klio 92, 2010, 533.

**Rezension zu:**

**Anne Kolb, Joachim Fugmann, Tod in Rom.  
Grabinschriften als Spiegel römischen Lebens (Mainz 2008)**

Peter Probst

Das vorliegende Buch von Anne Kolb (Zürich) und Joachim Fugmann (Konstanz) beinhaltet eine Sammlung von 58 Grabinschriften aus der Stadt Rom samt den dazugehörigen Monumenten, die als „charakteristische Beispiele ihrer Gattung“ (9) fungieren und einen Überblick über die ganze Bandbreite römischer Inschriftenkultur liefern. Reich bebildert und mit ausführlichen Begleittexten versehen erfüllt das Werk gleich zwei grundlegende Funktionen: Zum einen kann es vom Leser als Handbuch genutzt werden, um sich – auf fachlich hohem Niveau und unter Zusammenfassung des aktuellen Forschungsstandes – gezielt über einzelne Monumente zu informieren. Zum anderen gewährt es, bei einer zusammenhängenden Lektüre, tiefe Einblicke in die facettenreiche Sozialgeschichte der römischen Republik und Kaiserzeit.

Dem Inschriftenkatalog vorangestellt ist eine umfangreiche Einleitung (10-26), die einen guten Überblick über die grundlegenden Vorstellungen von Tod und Jenseits, die verschiedenen Riten und Formen der Bestattung, rechtliche Belange des Totenkultes und die räumliche Dimension in Form von Ort und Monument bietet. Ferner erfährt gerade der mit epigraphischen Zeugnissen weniger vertraute Leser Wesentliches über die Besonderheiten römischer Grabinschriften, ihren Charakter und ihre Sprache. Hinweise zum Leidener Klammersystem runden die Einleitung ab.

Die ausgewählten Grabinschriften sind nach thematischen Gesichtspunkten und innerhalb dieser Themengruppen chronologisch angeordnet. Wie es nicht anders zu erwarten ist, finden sich unter den aufgeführten Inschriften nur wenige Zeugnisse aus (spät)republikanischer Zeit. Die Bandbreite der behandelten Themen ist groß: Neben den Abschnitten zu „Kaiser und Kaiserhaus“ (#1-5), „Senatoren und Ritter“ (#6-15), „Militär“ (#16-21), und der „Familia Caesaris“ (#22-28) nehmen die Inschriften zu „Berufsgruppen“ (#29-46) und dem Thema „Spiele und Unterhaltung“ (#47-58) den größten Raum ein.

Jeder Eintrag beginnt mit einem Schwarz-Weiß-Foto der Inschrift (einzig #55 mit einer Umzeichnung), größeren Grabmonumenten sind noch weitere Abbildungen, meist vom gesamten Inschriftenträger bzw. Monument, beigegefügt. Daran schließen sich die Wiedergabe des lateinischen Textes und eine textnahe Übersetzung an. Im zugehörigen Kommentar werden zuerst der Inschriftenträger, die Fundumstände und der Fundort des Monuments sowie der momentane Standort beschrieben. Vorhandene Reliefdarstellungen werden einhergehend mit einer Deutung der abgebildeten Motive umfassend erörtert. Anschließend werden die in der Inschrift erwähnten Personen, ihr sozialer Status und, sofern ersichtlich, ihre Familienverhältnisse dargestellt. Breiten Raum nehmen ferner die inhaltlichen Erläuterungen zu politischen Ereignissen, den im Rahmen eines *cursus honorum* angegebenen Ämtern und wesentlichen Aspekten der Alltagsgeschichte ein. Die Autoren bedienen sich bei ihren Ausführungen einer allgemeinverständlichen Sprache, die das Buch auch für den interessierten Laien zu einer interessanten Lektüre macht, ohne auf die gleichfalls nötige fachliche Präzision, wie sie sich an der konsequenten Wiedergabe der lateinischen Fachausdrücke zeigt, zu verzichten. Zahlreiche Querverweise zeigen auf, an welchen Stellen sich Anknüpfungspunkte zu anderen Sachverhalten, aber auch zu bereits erwähnten Personen in anderen Inschriften ergeben; zudem werden Erwähnungen der auftretenden Personen

in den Werken der antiken Autoren angezeigt. An den ausführlichen Kommentar schließen sich jeweils knappe Angaben zur *editio princeps*, den Maßen und dem momentanen Standort der Grabinschrift bzw. des Grabmonuments an. Ferner wird die jeweils relevante Spezialliteratur angeführt, so dass eine weiterführende Beschäftigung mit dem epigraphischen Dokument ohne Weiteres möglich ist.

Während einige der vorgestellten Monumente – etwa der Grabbau des Bäckers Marcus Vergilius Eurysaces, die Grabpyramide des Gaius Cestius Epulo, der Grabbau der Caecilia Metella oder der aus dem sog. „Scipionengrab“ stammende Sarkophag des Lucius Cornelius Scipio Barbatus, aber auch Monumente, die im weiteren Kontext von Grab- und Erinnerungskultur gesehen werden können, wie etwa die Säule des Traian und der Bogen des Titus – allgemein bekannt sind, stand die Mehrzahl der vorgestellten Grabinschriften und -monumente bislang eher im Fokus epigraphischer Spezialuntersuchungen.

Die gelungene Auswahl ermöglicht die Behandlung einer Vielzahl unterschiedlicher Aspekte der römischen Sozial- und Alltagsgeschichte. Diskutiert werden unter anderem Laufbahnen im administrativen und militärischen Bereich, Möglichkeiten des sozialen Aufstiegs, Selbstrepräsentation von Freigelassenen und Angehörigen der *familia Caesaris*, die kaiserliche Leibwache, die Prätorianerkohorten sowie die Getreide- und Finanzverwaltung der *urbs*. Ferner werden verschiedene in den Zeugnissen erwähnte Berufsgruppen vorgestellt. Die Ausführungen beschränken sich hierbei nicht auf die reine Vorstellung der Personen und ihrer Tätigkeiten; die Lokalisierung der antiken Handwerksbetriebe im Stadtbild bringt dem Leser auch die Topographie des antiken Rom näher. Zu guter Letzt werden auch Grabmonumente von Personen aus der römischen Unterhaltungsbranche vorgestellt: Zu diesen zählen neben den allgemein bekannten Wagenlenkern auch Tänzer, Sänger, Dichter und Schauspieler. Positiv hervorzuheben sind hierbei die zurückhaltenden, dabei aber durchgängig plausiblen Vermutungen der Autoren in gerade denjenigen Bereichen, die aufgrund mangelnder Quellen bislang einer endgültigen Deutung harren. Eine Bibliographie (224-228), die auch die Abkürzungen von Zeitschriften und Corpora integriert, ein Personen- (229) und Standortregister (230), eine Konkordanz (231) und ein Abbildungsverzeichnis (232) bilden den Abschluss des Buches.

Anhand der ausgewählten Grabinschriften gelingt es den beiden Autoren, ein lebendiges Bild der römischen Gesellschaft zu zeichnen und Unterschiede wie auch Gemeinsamkeiten hinsichtlich der Selbstrepräsentation der verschiedenen sozialen Gruppen im antiken Rom aufzuzeigen. Insgesamt handelt es sich um einen schön gestalteten Band, der dem Fachmann wie auch Studierenden oder interessierten Laien wärmstens ans Herz gelegt sei.

#### **Kontakt zum Autor:**

Peter Probst (Hamburg)  
[peter.probst@uni-hamburg.de](mailto:peter.probst@uni-hamburg.de)

**Rezension zu:**

**J. Fejfer, Roman Portraits in Context, Image & Context 2  
(Berlin 2008)**

Thoralf Schröder

Die neu gegründete Reihe Image & Context (ICON) – herausgegeben von F. LISSARRAGUE, R. M. SCHNEIDER und R. R. R. SMITH – möchte solchen Arbeiten eine Plattform bieten, die sich mit der Funktionsweise des Mediums Bild in der Antike beschäftigen<sup>1</sup>. Der Aufgabe, in dieser Reihe ein Buch über römische Porträts und ihre Kontexte zu veröffentlichen, hat sich JANE FEJFER (F.) in einer fast 600 Seiten umfassenden, mit über 300 Abbildungen und 40 Farbtafeln reich bebilderten Monographie angenommen. Die Autorin ist mit der Gattung gut vertraut, hat sie doch die männlichen und weiblichen römischen Porträts der Ince Blundell Sammlung in Liverpool publiziert<sup>2</sup> und darüber hinaus weitere Beiträge zur Thematik verfasst<sup>3</sup>.

Das vorliegende Buch hat sie in vier große Kapitel unterteilt, die von einer Einleitung und einem Epilog gerahmt werden. Abgeschlossen wird das Werk durch eine umfangreiche Bibliographie und ein Register. In der Einleitung (1–10) formuliert F. die Leitfrage ihres Buches wie folgt: „My primary interest is to discover how and why portraiture became, not just the most widely disseminated but possibly also the most important art form with a pivotal role in expressing political ideology, social and intellectual identity.“ (3). Darüber hinaus stellt sie fest: „No book has previously been wholly devoted to Roman portraits and their context and the ambition with this study is therefore that for the non-specialist reader it may function as an introduction to the world of Roman portraiture.“ (9). Eine in dieser Form übergreifende Arbeit existierte bis zum Erscheinungszeitpunkt<sup>4</sup> tatsächlich noch nicht, aber F. hätte an dieser Stelle zumindest auf einige Beiträge verweisen können, die ebenfalls versuchen, einen thematischen Überblick zu geben<sup>5</sup>.

Das erste Kapitel hat F. mit „Public Honours and Private Expectations“ (11–137) überschrieben. Da der Kontext der Bildnisse den Schwerpunkt dieser Monographie bildet, ist der Einstieg entsprechend mit den Aufstellungs- und Verwendungskontexten besetzt worden. Nach ihrer Definition des Begriffs Privatporträt bespricht sie verschiedene Aspekte der Ehrenstatue: Ursprung, Inschriften, Auftraggeber und Aufstellungsgründe (17–72). F. betont, dass es vor dem 1. Jh. v. Chr. in Rom sehr wenige Ehrenstatuen gegeben habe. Dies widerspricht der berühmten Aussage des älteren Plinius (nat. 34, 30), dass 158 v. Chr. alle Statuen vom Forum Romanum entfernt

---

<sup>1</sup> Unter anderem sind bereits erschienen S. MUTH, Gewalt im Bild (Berlin 2008); K. LORENZ, Bilder machen Räume (Berlin 2008) sowie jüngst B. BERGMANN, Der Kranz des Kaisers (Berlin 2010) und N. DIETRICH, Figur ohne Raum? Bäume und Felsen in der attischen Vasenmalerei des 6. und 5. Jahrhunderts v. Chr. (Berlin 2010).

<sup>2</sup> J. FEJFER, The Ince Blundell collection of classical sculpture 1, 1. The female portraits, CSIR Großbritannien III 2 (London 1991); J. FEJFER, The Ince Blundell collection of classical sculpture 1, 2. The male portraits, CSIR Großbritannien III 9 (Liverpool 1997).

<sup>3</sup> Vgl. u. a. J. FEJFER, The Portraits of Julia Domna. A new approach, *AnalRom* 14, 1985, 129–138; J. FEJFER, The Roman emperor portrait. Some problems in methodology, *Ostraka* 7, 1998, 45–56.

<sup>4</sup> S. jetzt G. LAHUSEN, Römische Bildnisse. Auftraggeber, Funktionen, Standorte (Darmstadt 2010).

<sup>5</sup> Vor allem wäre das kleine Buch von S. WALKER, Greek and Roman Portraits (London 1995) zu nennen und das für den Ansatz von F. noch wichtigere Werk J.-C. BALTU, Porträt und Gesellschaft in der römischen Welt, 11. TrWPr (Mainz 1993).

werden mussten, die nicht auf öffentlichen Beschluss dort aufgestellt worden waren. F. ist diese Stelle natürlich bekannt, sie erwägt aber, dass Plinius in dieser Sache von den Zuständen seiner eigenen Zeit beeinflusst war.

Es folgt eine Untersuchung von mit Inschriften versehenen Statuenbasen. Der wichtigste Aspekt dabei war die Präsentation des Namens. Danach bespricht F. durch Inschriften vermittelte ergänzende Informationen, die anhand des Porträtkopfes nicht präsentiert werden konnten, wie etwa zur Ämterlaufbahn. In ihren Überlegungen zu den dargestellten Personen stellt F. richtig heraus, dass nicht nur Inhaber politischer Ämter, sondern beispielsweise auch Schauspieler mit Bildnisstatuen geehrt werden konnten. In diesem Zusammenhang spricht F. ferner davon, dass Privatporträts mit Repliken nicht selten seien und in verschiedenen Teilen des römischen Reiches aufgestellt worden sein konnten (42). Allerdings wüsste man gerne, an welche konkreten Beispiele sie dachte<sup>6</sup>. F. stellt außerdem die möglichen Stifter von Ehrenstatuen und die typischen öffentlichen Aufstellungskontexte zusammen. Behandelt werden in diesem Abschnitt auch weniger häufig gestellte Fragen, wie etwa diejenige nach der Pflege der Statuen. Die Art, wie das archäologische Material zusammen mit anderen, beispielsweise epigraphischen Quellen für synthetische Analysen genutzt wurde, ist beispielhaft und kann als Basis für vertiefende Untersuchungen dienen.

Mit Blick auf das Schicksal der Statuen nach ihrer ersten Aufstellung untersucht F. auch die Wiederverwendung und Umarbeitung von Statuen und Porträts nicht-kaiserlicher Personen. Sie identifiziert einen Höhepunkt dieses Umgangs mit dem Medium im ausgehenden 1. Jh. n. Chr. und bezieht sich dabei vor allem auf die Vielzahl an umgearbeiteten Köpfen von Nero und Domitian (64 mit Anm. 261). Es ist methodisch allerdings sehr problematisch, die Verhältnisse bei den Kaiserporträts auf die nicht-kaiserlichen Bildnisse zu übertragen. Man vermisst in einer Arbeit, die auch als Einführung dienen will, insgesamt eine ausführlichere Behandlung der Umarbeitungsthematik bei Privatporträts. Auch einige einführende Worte zu den technischen Aspekten und der Frage, wie man solche Überarbeitungen erkennen kann, hätte man sich gewünscht.

Im zweiten Teil des ersten Kapitels wendet sich F. den Kontexten zu, die ihrer Meinung nach nicht zu den vorher besprochenen öffentlichen Bereichen zählen, wie etwa Häuser und Gräber (73–137). F.s Leitfrage ist hier, ob sich in diesen Räumen funktionale Unterschiede zu den vorher betrachteten Porträts nachweisen lassen. Als Beispiel für die Repräsentation innerhalb der römischen *domus* spricht die Autorin die Rolle der wächsernen Ahnenmasken an, die von den Familien in den Atria aufbewahrt wurden und anscheinend nur selten in dauerhaftes Material überführt wurden. Zusammenfassend stellt F. fest, dass relativ wenige Porträts mit gesichertem Fundkontext aus Häusern stammen und wenn, dann sind dies meist größere Gebäudekomplexe mit einer entsprechenden umfangreicheren öffentlichen Funktion wie beispielsweise das sog. „Haus des Iason Magnus“ in Kyrene. Bei den Skulpturen in diesen Kontexten handelt es sich in der Regel um Büsten<sup>7</sup>.

---

<sup>6</sup> In der Fußnote wird auf Polydeukion, den bekannten Ziehsohn des Herodes Atticus, verwiesen. Bei diesem Beispiel handelt es sich allerdings um einen Sonderfall, da sich mehr als 20 Repliken erhalten haben, die auf Initiative des Herodes in Griechenland aufgestellt worden waren. Außer den kaiserlichen Porträts gibt es nur wenige Ausnahmen, die über einen lokalen Kontext (Stadt oder Provinz) hinaus verbreitet waren. K. FITTSCHEN bereitet eine umfangreiche Untersuchung zu Privatporträts mit Repliken vor.

<sup>7</sup> Zu der von F. 96 angesprochenen Bronzebüste des Cato wäre der Beitrag von A. GRÜNER, Cato und die Nymphen. Die Bronzeporträts der Maison de la Vénus in Volubilis als hermeneutischer Problemfall, *Gymnasium* 111, 2004, 529–555 nachzutragen.



Gesondert behandelt F. die Villen, in welchen Bildnisse häufig in Gärten zusammen mit anderen Skulpturen (u. a. Idealfiguren oder Porträts griechischer Intellektueller) aufgestellt wurden. Sie betont, dass Porträts hier in der „Welt des Otiums“ außerhalb der öffentlichen geschäftlichen Sphäre gesehen werden und in anderen Gruppenzusammenhängen auftreten konnten, die auf dem Forum sicher kaum denkbar gewesen wären. Interessant ist ihre These, dass spätrepublikanische und frühkaiserzeitliche Statuen aus Rom in die Villen der jeweiligen Familien überführt werden konnten, nachdem die öffentlichen Plätze in der Hauptstadt nahezu ausschließlich für die kaiserliche Repräsentation genutzt wurden. F. zeigt dann auf, dass auch im östlichen Mittelmeerraum in repräsentativen Häusern und Villen Porträtfiguren aufgestellt wurden. Als Beispiele wählt sie einen Befund im makedonischen Dion und die Villa des Herodes Atticus bei Luku<sup>8</sup>. Es ist verwunderlich, dass F. mit zwei Beispielen aus Griechenland den ganzen „römischen Osten“ abzudecken glaubt, zumal sie kurz vorher die Hanghäuser in Ephesos erwähnt, die eine interessante Gegenüberstellung mit dem Beispiel in Luku gebildet hätten.

Im nächsten Abschnitt widmet sich F. der Repräsentation am Grab (105–137) und bespricht unterschiedliche Gattungen wie beispielsweise Grabreliefs, Urnen oder Sarkophage. Sie zeigt an ausgewählten Beispielen überzeugend, dass sich alle sozialen Schichten mit Porträts präsentieren konnten.

Den zweiten und größten Teil des Buches nimmt das Kapitel „Modes of representation“ (152–327) ein. In diesem behandelt die Autorin Themen wie Material, Statuentypen der Männer und deren Bedeutung, abgekürzte Bildnisformen und abschließend Stilisierungsformen der männlichen Privatporträts. In der Materialsektion (153–180) spricht sie unter anderem gemalte Porträts, Bildnisse aus Bronze, Marmor, Kalkstein, Gold, Elfenbein und Porphyrt an. Als eine aufgrund ihrer Verbreitung wichtige Gruppe stellt F. zu Recht die Münzporträts der römischen Kaiser heraus. Abgeschlossen wird diese Sektion durch einen Abschnitt über Bildnisse in Wachs, Gips, Terrakotta und Holz.

Den nächsten größeren Abschnitt widmet F. den Statuentypen für männliche Figuren und den intendierten Aussagen derselben (181–227). Ausführlich behandelt sie Togati, Panzerstatuen und nackte Statuen<sup>9</sup>. Zu ersteren bemerkt F. zu Recht, dass es bei der Wahl dieses Typus vor allem darum ging, Status anzuzeigen. Danach betont sie das bekannte Phänomen, dass im Westen die Toga, im Osten hingegen das Himation häufiger als bürgerliche Tracht dargestellt wurde. Den von H. R. GOETTE vor allem anhand von typologischen und stilistischen Kriterien beschriebenen Rückgang der Anzahl der Togati ab dem ausgehenden 1. Jh. n. Chr. findet F. problematisch. Gleichzeitig erklärt sie dann aber eben diesen Rückgang mit dem Verlust der Bedeutung der Darstellung des römischen Bürgerrechts, da dieses inzwischen weit verbreitet war.

---

<sup>8</sup> Bei der Skulpturengruppe aus Dion (vier Sitzstatuetten im Epikur-Schema, drei mit Köpfen erhalten) wird nicht erwähnt, dass es sich um deutlich unterlebensgroße Statuetten handelt (max. 90 cm). Ursprünglich wurde die Gruppe einheitlich wohl im 3. Viertel des 2. Jhs. von athenischen Bildhauern hergestellt. Zwei Porträtköpfe wurden in spätere römische Zeit umgearbeitet. Dies wäre für die Interpretation nicht unwesentlich gewesen. Das von ihr angesprochene Relief im Nationalmuseum aus Luku zeigt sicher nicht Polydeukion, sondern mit großer Wahrscheinlichkeit Achilleus, wie H. R. GOETTE in einem Aufsatz ausführlich begründet hatte, der von F. auch zitiert wird. Außerdem stellt die von F. abgebildete Büste (Abb. 65) sicher nicht Herodes Atticus dar.

<sup>9</sup> Hinzuweisen wäre in diesem Kontext auch auf die Arbeit von P. CORDIER, *Nudités romaines. Un problème d'histoire et d'anthropologie* (Paris 2005).

Die nun besprochenen nackten Statuen werden von F. als heroisch bezeichnet. Im Gegensatz zur Toga werden hier ihrer Meinung nach nicht in erster Linie Status und Rang visualisiert, sondern eine Überhöhung der Person: „The main issue was that nudity transported the honorand into the world of heroes.“ (203). Hier bleibt F. hinter dem inzwischen differenzierteren Forschungsstand zurück<sup>10</sup>.

Im nächsten Abschnitt behandelt F. die Panzerstatue, die sie als wirklichkeitsnahe Darstellungsvariante versteht. Im Vordergrund soll hier die Präsentation der *virtus* gestanden haben. Ob aber immer reale militärische Erfolge ursächlich waren, lässt F. zu Recht offen.

F. schließt diesen Abschnitt mit einer Besprechung der Statuen des M. Nonius Balbus in Herculaneum ab, von dem sich 15 Ehreninschriften und mindestens 4 Statuen erhalten haben, um an diesem Beispiel zu zeigen, dass ein und dieselbe Person mit unterschiedlichen Statuenformaten geehrt werden konnte. Für Balbus sind Reiterstatuen, ein Togatus und möglicherweise eine nackte Figur auszumachen<sup>11</sup>. Abschließend stellt F. fest, dass die Statuentypen von spätrepublikanischer Zeit bis hin zur Spätantike relativ wenig Variationen aufweisen und als ein konstanter Faktor innerhalb der bürgerlichen Repräsentation bezeichnet werden können.

Im nächsten Abschnitt behandelt F. abgekürzte Formate, worunter sie Clipei, Hermen und Büsten subsumiert. Die Porträtherme hält F. für eine italische Erfindung und bezieht sich dabei vor allem auf die Villen, die mit Hermen griechischer Männer der Vergangenheit ausgestattet worden sind. Das gehäufte Auftreten der Herme im Griechenland des 2./3. Jhs. n. Chr. sieht F. dann als Reaktion der Griechen auf die römische Wahrnehmung griechischer Intellektueller an (229). Hier hätte man in verschiedener Hinsicht präzisere Unterscheidungen treffen müssen. Welche Personen werden beispielsweise abgekürzt dargestellt? Außerdem muss die Verbreitung in römischen Villen nichts über den Ursprung der Porträtherme aussagen. Den größten Teil dieses Abschnitts widmet F. der freistehenden Büste, neben den rundplastischen Statuen die beliebteste Darstellungsform während der römischen Kaiserzeit. F. lokalisiert auch hier den Ursprung in Rom oder Italien, wenngleich die frühesten bislang bekannt gewordenen Beispiele (Büsten aus der delischen Maison des Sceaux) aus dem östlichen Mittelmeerraum stammen. Für F. sind diese Skulpturen dagegen nicht relevant, da sie als Halbkörperbüsten nichts mit den seit dem fortgeschrittenen 1. Jh. v. Chr. auftretenden Büsten mit kleinem Körperausschnitt verbinde. Sie vermischt hier jedoch m. E. wie bei den Hermen zwei verschiedene Aspekte: Ursprung und abgewandelte Umsetzung/Verwendung. F. selbst sieht den *cippus* oder die in Hermen eingelassenen Bronzebüsten als Vorläufer der kaiserzeitlichen freistehenden Büste an (239). Als Aufstellungsorte kommen vor allem Kontexte in Frage, in welchen die Büsten vor Wänden aufgestellt worden sein könnten (z. B. Thermen, Theater, Villen

---

<sup>10</sup> S. dazu C. H. HALLETT, *The Roman Nude: Heroic Portrait Statuary 200BC–AD300* (Oxford 2005).

<sup>11</sup> Hier stiftet F. allerdings mit unterschiedlichen Aussagen im Fließtext und in den Fußnoten einige Verwirrung. Zwei Togati (Neapel, Nationalmuseum 6167: republikanische Toga ohne umbo mit Kopf in republikanischer Formensprache; 6246: frühkaiserzeitliche Toga mit umbo mit einem möglicherweise nicht zugehörigen Kopf) werden ganz unterschiedlich angesprochen. Im Text gibt F. die plausible und bereits lange in der Forschung bevorzugte Erklärung, dass in der Statue mit dem Bildnis einer älteren Mannes der Vater und in derjenigen mit jünger aussehendem Porträtkopf Balbus selbst wiedergegeben sei. In der Anmerkung (478 Anm. 88) spricht sie davon, dass *auch* die Möglichkeit bestünde, in 6167 den Vater und in 6246 den Sohn zu erkennen. Das wäre allerdings aufgrund bestimmter Erwähnungen in den Fundberichten unwahrscheinlich. Im Fließtext beschreibt sie den Sachverhalt genau andersherum.

oder Gräber). Zu Recht betont F., dass bei Büsten häufig ikonographische Besonderheiten auftreten, die bei Statuen nicht nachzuweisen sind<sup>12</sup>.

Verschiedenen Aussagen der Autorin vermag ich an dieser Stelle nicht zu folgen; es sei hier nur ein Beispiel herausgegriffen: F. nimmt an, dass die großen Büsten seit dem späten 2. Jh. n. Chr. die Funktion der Ehrenstatue übernahmen (260). Dafür seien ökonomische Gründe und die Schaffung eines „intimeren“ Kontextes mit einem direkteren Kontakt zum Betrachter ausschlaggebend gewesen. Das scheint mir wenig plausibel zu sein. Um sich der Beantwortung dieser Frage methodisch korrekt zu nähern, müsste man die konkreten Aufstellungskontexte für Ganzkörperstatuen und Büsten im besagten Zeitraum gegenüberstellen. Vielmehr scheint gerade die Besetzung unterschiedlicher Räume durch unterschiedliche statuarische Repräsentationsformen (mit durchaus auftretenden Überschneidungen!) ein sinnvollerer Erklärungsmodell zu sein. So können in semi-öffentlichen Kontexten tatsächlich individuellere ikonographische Varianten, wie es eben für die Büsten nachweisbar ist, wichtig, erwünscht und möglich gewesen sein, während auf den stark frequentierten öffentlichen Anlagen die kanonisierte öffentliche Ehrung mit relativ festen Statuentypen vorherrschend war.

Den letzten großen Abschnitt dieses Kapitels widmet F. dem Problem, wie „Identität“ im männlichen Privatporträt ausgedrückt werden konnte und überschreibt ihn mit: „Selves and Others: Ways of Expressing Identity in the Roman Male Portrait“ (262–330). Sie diskutiert in diesem Rahmen vor allem das in der Tat häufig nur schwer zu klärende Verhältnis von Individualität und Status.

Sie beginnt mit der stark umstrittenen und bislang nicht vollständig geklärten Frage nach dem Ursprung der veristischen Stilisierungsformen vieler spätrepublikanischer Porträts in Rom. F. schließt sich der vorherrschenden Forschungsmeinung an, die zu Recht die wichtige Rolle des Alters in der römischen Gesellschaft hervorhebt. An dieser Stelle kommt die Besprechung des auch in anderen Medien der Selbstdarstellung in dieser Zeit greifbaren konkurrenzorientierten Charakters etwas zu kurz. Die Vielfalt der Stilisierungsmöglichkeiten wäre anhand der Gegenüberstellung einiger Porträts der stadtrömischen Elite, wie etwa der ganz unterschiedlichen Bildnisse von Pompeius, Caesar und Crassus, anschaulich illustrierbar gewesen. Daran hätte man aufzeigen können, dass man anscheinend bei gleicher Standeszugehörigkeit auf ganz unterschiedliche Aspekte im Porträt Wert legen konnte.

Danach widmet sich F. dem sog. „Zeitgesicht“, d. h. dem Phänomen, dass sich die Privatporträts oft in Mode und Physiognomie an den Kaiserporträts orientieren. Dadurch, dass sie die Herrscherbildnisse erst am Ende der Arbeit bespricht, entsteht allerdings an dieser Stelle ein Problem, denn um die Problematik des Zeitgesichts erfassen zu können, müsste man zuerst verstanden haben, wie Kaiserporträts „funktionieren“. Aus diesem Grund ist es für Leser mit geringen Vorkenntnissen an dieser Stelle schwierig nachzuvollziehen, wie sich die nicht-kaiserlichen Personen mit ihren Stilisierungen am Vorbild des Herrscherbildes orientieren konnten. Bisher wurde dieses Phänomen durch einen allgemeinen gesellschaftlichen Konsens erklärt. Für F. liegt der Hauptgrund des Erfolges des Zeitgesichtes darin, dass die Herstellung der

---

<sup>12</sup> Ein besonders eindrucksvolles Beispiel erwähnt F. in diesem Zusammenhang nicht, nämlich eine singuläre Panzerbüste des Hadrian aus der Villa des Herodes Atticus bei Luku, die statt des Gorgoneions über der Brustmitte das Porträt des Antinoos trägt. S. dazu T. SPYROPOULOS – G. SPYROPOULOS, *Prächtige Villa, Refugium und Musenstätte. Die Villa des Herodes Atticus im arkadischen Eua*, AW 34, 2003, 469 f. Abb. 15; G. SPYROPOULOS, *Epavli tou Herodi Attikou* (Athen 2006) 105 f. Nr. 2 Abb. 16.

kaiserlichen und nicht-kaiserlichen Porträts in denselben Werkstätten vonstatten ging, was man ihrer Meinung nach nicht so sehen müsste. Wie hätte man sich – eventuell mit der Ausnahme Rom – den Produktionsvorgang allerdings anders vorstellen wollen und können? Selbst in großen Skulpturenzentren der Provinzen gäbe es für eine rein „kaiserlich“ arbeitende Werkstatt nicht genügend Aufträge. Ferner bliebe zu erklären, warum das Herrscherbild auch in anderen Materialgattungen rezipiert wurde, wofür die ägyptischen gemalten Mumienporträts das beste Zeugnis bilden. Außerdem verkennt F. dabei m. E. die wichtigste Person in diesem Vorgang selbst: den Auftraggeber, also in der Regel den Dargestellten. Folgt man der These von F., dann wird der Aspekt, dass eine Person aussehen *wollte* wie der Kaiser völlig von der Werkstattfrage überlagert. Das scheint mir wenig plausibel zu sein.

Danach spricht F. die Parallelität verschiedener Stilisierungsoptionen innerhalb der Privatporträts an. Sie illustriert dies an zwei nicht-kaiserlichen Büsten aus hadrianischer Zeit. Das eine Bildnis zeigt ikonographische Gemeinsamkeiten mit der Mode Hadrians, entspricht also dem Zeitgesicht, während das andere eine davon abweichende Darstellungsweise mit Alterszügen und ohne Bart aufweist. Im nächsten Abschnitt analysiert F. unter diesem Aspekt die qualitätvolle Statuenausstattung eines Raums im Diana-Heiligtum von Nemi, in welchem der Freigelassene und Schauspieler C. Fundilius Doctus die prominenteste Rolle einnimmt. F. betont die verschiedenen Stilisierungsoptionen dieser wohl in claudischer Zeit geweihten Gruppe, die sie aber m. E. überbewertet. Gerade die Männerporträts sind typologisch alle sehr dem Zeitgesicht verhaftet. Nur die Betonung der Alterszüge divergiert, was sich aber während der gesamten Kaiserzeit nachweisen lässt. Einzig die beiden Bildnisse der Patrona Fundilia Rufa sind bemerkenswert, da die Frisur mit einem flachen Nodus an spätrepublikanisch-frühaugusteische Haartrachten erinnert. Aber auch das ist nichts besonderes, da solche „veralteten“ Stilisierungen häufiger auftreten, wie F. kurz vorher selbst bemerkt.

F. postuliert dann, dass die Stilisierungsvarianten im 2. Jh. n. Chr. abnehmen und die Uniformität, respektive die Anlehnung an die kaiserlichen Moden deutlicher hervortritt und häufiger wird (305 f.). Dem kann man so nicht folgen. In Rom selbst gab es beispielsweise in dieser Zeit eine recht dichte Reihe von Bildnissen mit Halbglatze, die mit der voluminösen Lockenfrisur der antoninischen Kaiser nichts zu tun haben. Außerdem gibt es in den Provinzen sehr ausgeprägte lokalspezifische Stilisierungen, man denke nur an einige Kosmetenbildnisse in Athen, die sich geradezu durch eine dezidierte Abweichung vom aktuellen Kaiserporträt mit Hilfe einer retrospektiven Ikonographie auszeichnen.

Den letzten Abschnitt dieses Kapitels widmet F. der Frage nach verschiedenen Werkstätten im Imperium Romanum. Als Beispiel für die Schwierigkeiten der Werkstattzuweisung aufgrund von stilistischen Kriterien nimmt F. die bekannten Büsten des Marc Aurel, Lucius Verus und Herodes Atticus aus Brexiza im Nordosten Attikas, die sich heute im Louvre in Paris und im Ashmolean Museum in Oxford befinden (309–312). Ihrer Meinung nach sind sich die Kaiserbildnisse sehr ähnlich, während das Porträt des Herodes in verschiedenen Punkten abweicht. Bei diesem seien die Locken nicht so stark separiert modelliert worden und formen dadurch eine „undefined mass“. Außerdem habe Herodes im Gegensatz zu den Kaisern eine gerunzelte Stirn und eingefallene Wangen. Aufgrund dieses Befundes würde man ihrer Meinung nach die Büsten kaum einer Werkstatt zuschreiben, jedoch geben die palmartigen Stützen, die in dieser Form wohl nur bei kaiserzeitlichen Skulpturen vom griechischen Festland vorkommen, den Ausschlag, dies doch zu tun.

Hier verwechselt F. allerdings Typus und Stil. Diese Porträts sind eines der besten Beispiele dafür, wie gut Werkstattzuweisungen aufgrund des Lokalstils funktionieren können<sup>13</sup>. Bei allen drei Büsten gibt es keine Bohrung in den Haaren, das Inkarnat ist nicht poliert und bei den Augen sind die Pupillen kräftig eingetieft worden. Die von F. bemerkten Unterschiede sind alle motivisch bedingt, eine Lockenfrisur sieht nun einmal anders aus als eine aus langen Strähnen bestehende Haarkappe. Die dezenteren Alterszüge treten bei dem Bildnis des Herodes auf, weil sie zum Typus gehören, und sie erscheinen nicht bei den Kaiserporträts, weil sie eben nicht zum Typus gehören. Die Zusammengehörigkeit findet durch die Büstenstützen nur noch eine weitere Bestätigung<sup>14</sup>.

Überzeugend sind dagegen die Gegenüberstellungen von jeweils zwei Repliken, einmal in Kyrene und einmal in München, die ausgeprägte handwerkliche Unterschiede aufweisen und die Bandbreite der technischen Variationen innerhalb einer wie auch immer genau zu definierenden „Werkstatt“ demonstrieren können<sup>15</sup>. Dem Gesamturteil von F., Werkstattzuweisungen seien aufgrund von technischen und stilistischen Parallelen in der Regel „spekulativ“ wird man sich dennoch nicht anschließen wollen. Die Fragestellung erfordert lediglich methodisch konsequente Untersuchungen auf breiter Materialbasis.

Das nächste Kapitel: „The Empress and her Fellow Elite Women“ beschäftigt sich mit den Bildnissen der Frauen im römischen Reich (331–369). Im Verhältnis zu den Männerporträts treten diese bekanntlich seltener auf. Während in der Zeit der Republik nur in Sonderfällen Statuen für Frauen errichtet wurden, nimmt ihre Rolle in der Kaiserzeit sowohl im Rahmen der offiziellen Herrscherrepräsentation, als auch im nicht-kaiserlichen Umfeld zu. F. widmet sich den am häufigsten auftretenden Statuentypen und stellt vor allem die Kleine und Große Herkulanerin, den Ceres-Typus, den Pudicitia-Typus und verschiedene Varianten der Schulter- und Hüftbauschtypen heraus. Diese Statuentypen konnten in der Regel sowohl für Kaiserinnen als auch Privatpersonen Verwendung finden. F. erklärt die bekannte Tatsache der umfangreichen Verwendung griechischer Vorbilder damit, dass Frauen keine öffentlichen Ämter bekleideten und deshalb keine offizielle „römische“ Amtstracht notwendig wurde. Auffällig ist immerhin der viel größere Typenreichtum im Vergleich zu den in der Regel relativ einförmigen Beispielen der statuarischen Repräsentation bei den Männern.

---

<sup>13</sup> S. dazu demnächst auch TH. SCHRÖDER, Im Angesichte Roms. Überlegungen zu kaiserzeitlichen männlichen Porträts aus Athen, Thessaloniki und Korinth, in: TH. STEFANIDOU-TIVERIOU – P. KARANASTASSI – D. DAMASKOS (Hrsg.), *Classical Tradition and Innovative Elements in the Sculpture in Roman Greece*. Internationale Konferenz, Thessaloniki, 7.–9. Mai 2009 (im Druck).

<sup>14</sup> Auch die nächste von ihr zusammengestellte Gruppe (313 f.) ist nicht glücklich gewählt. Zwei Büsten ohne Fundkontext in Castle Howard – s. dazu auch B. BORG – H. V. HESBERG – A. LINFERT, Die antiken Skulpturen in Castle Howard, *MAR* 31 (Wiesbaden 2005) 89–94 Nr. 44. 45 Taf. 44. 45, 1. 2; 47 (B. BORG) – stellt F. einer Büste in Teramo gegenüber und benennt die Gemeinsamkeiten. Es ist zwar tatsächlich wahrscheinlich, dass alle drei Skulpturen in einer stadtrömischen Werkstatt hergestellt wurden, was F. übrigens so nicht konkret anspricht, aber die beiden Büsten in der englischen Sammlung sind neuzeitlich überarbeitet worden, so dass sie sich für stilistische Analysen kaum eignen. Bessere Beispiele – noch dazu mit Fundkontexten – hätten sich leicht finden lassen.

<sup>15</sup> Die von F. in diesem Zusammenhang angeführte Gruppe der Togati in Merida ist allerdings nicht so heterogen, wie sie es darstellt.

Nach der Besprechung von Schmuck bei Frauenbildnissen<sup>16</sup> wendet sich F. den Porträts zu. Grundsätzlich stellt sie eine größere „Idealisierung“ als bei den Männerbildnissen fest und sieht in der Frisur den wahrscheinlich einzigen Realitätsbezug<sup>17</sup>. F. sieht hinsichtlich der Frisur eine viel engere Verbindung zwischen den kaiserlichen und nicht-kaiserlichen Porträts. Die Autorin versucht, allein einige Abbildungen für sich sprechen zu lassen, was nicht in allen Fällen gelungen ist<sup>18</sup>. In Bemerkungen zu „typologically identical hairstyles“ bleibt unklar, woran dann verschiedene Porträts voneinander zu unterscheiden seien, beziehungsweise wird der Typenbegriff nicht methodisch einwandfrei verwendet.

F. hält ferner die weiblichen Privatbildnisse, die besonders enge typologische und physiognomische Übereinstimmungen mit den Kaiserinnenporträts aufweisen, für Darstellungen der Angehörigen der Eliten. In diesem Modell finden jedoch beispielsweise Porträts auf Grabreliefs keine Erwähnung, die sich häufig ebenfalls sehr eng an die kaiserlichen Moden anschließen lassen, obwohl die Dargestellten sicher nicht zum exklusiven Kreis der absoluten Oberschicht gehörten. Außerdem stehen ihre an dieser Stelle ausgeführten Überlegungen im Widerspruch zu ihrer bei den Männerbildnissen vorgetragenen Zeitgesicht-Werkstatt-These.

Das letzte große Kapitel: „The Emperor“ widmet F. schließlich den römischen Kaisern und ihrer Selbstdarstellung (373–429). Da die Herrscherporträts auf Münzen im ganzen römischen Reich verbreitet waren, geht die Autorin von einem allgemeinen Bekanntheitsgrad der Bildnisse aus. In Rom selbst war das Kaiserbild ferner nahezu omnipräsent. F. führt detailliert aus, wie die Hauptstadt im Verlauf der Kaiserzeit zu einem Ort fast ausschließlicher kaiserlicher Repräsentation wurde, in welcher auch Veränderungen etwa durch *memoria damnata* deutlich wahrgenommen werden konnten.

Im nächsten Abschnitt bespricht F. die Aufstellungskontexte von Kaiserstatuen in Rom. Die meisten stammen vom Forum Romanum, von den Kaiserfora und aus den Thermen. Ausführlicher analysiert F. das Traiansforum. Hier haben sich sowohl für die ursprüngliche Ausstattung als auch die spätere Nutzung reiche Befunde erhalten<sup>19</sup>.

Anschließend widmet sich F. den Statuentypen und -formaten von Kaiserstatuen, die den bereits in Kapitel 2 behandelten Privatbildnissen entsprechen<sup>20</sup>. Danach

---

<sup>16</sup> S. auch A. ALEXANDRIDIS, Schmucklos oder Trachtlos – Bildnisse römischer Frauen im 1. und 2. Jh. n. Chr., in: M. NOVOTNÁ – M. DUFKOVÁ – K. KUZMOVÁ – P. HNILA (Hrsg.), Schmuck und Tracht der Antike im Laufe der Zeit. Kolloquium Morda-Harmónia, 19.–22.11.2003 (Trnava 2004) 9–22.

<sup>17</sup> Zu beachten wäre auch die Studie von D. ZIEGLER, Frauenfrisuren der römischen Antike: Abbild und Realität (Berlin 2000).

<sup>18</sup> So etwa Abb. 284 und 285, um nur ein Beispiel zu nennen: Zu dem Privatporträt in Florenz passt weniger ein Bildnis der Antonia minor als vielmehr der Typus Kapitoll der Agrippina maior, welches F. selbst unter Abb. 286 zeigt.

<sup>19</sup> S. für die ursprüngliche Ausstattung zusätzlich noch den wichtigen Artikel D. BOSCHUNG – W. ECK, Ein Bildnis der Mutter Traians? Zum Kolossalkopf der sogenannten Agrippina Minor vom Traiansforum, AA 1998, 473–481.

<sup>20</sup> Anhand der berühmten Statue des Hadrian aus Kyrene in London bespricht sie hier die Problematik, ob es Kaiserstatuen im Himantion gegeben habe. Sie schließt dies aus und hält den Dargestellten aufgrund der Tracht deshalb für eine nicht-kaiserliche Person. Kopf und Körper gehörten ursprünglich allerdings nicht zusammen, so dass die Figur *a priori* aus dieser Diskussion ausscheiden muss. Losgelöst davon lässt sich die Frisur des Porträtkopfes ferner gut mit dem Stazione Termini-Typus des Hadrian in Einklang bringen. F.s Argument mit dem ungewöhnlichen Kranz (aus Pinien?) ist zwar zu beachten, aber sie hat selbst anhand der Bildnisse der Kaiser als Arvalbrüder gezeigt, dass in spezifischen lokalen Kontexten auch Ausnahmen auftreten konnten.

fragt sie, wie die Herrscherporträts entworfen wurden und wieso es unterschiedlich viele Porträttypen bei den einzelnen Kaisern gab.

Sie geht dem anhand des sog. „Sarapis-Typus“ des Septimius Severus nach und stellt die Frage, ob es sich nun um eine Angleichung des Kaisers an diesen Gott, ausgelöst durch eine Ägyptenreise um 200, handelt, oder ob sich eine entsprechende Frisur schon vorher bei Privatbildnissen nachweisen lässt, wie es schon lange in der Forschung vermutet wurde. Sie entscheidet sich für Letzteres<sup>21</sup>. Was diese Bemerkungen jedoch zum allgemeinen Problem des Entwurfs der Urbilder beitragen sollen, erschließt sich dem Leser nicht. Dabei hat sich die Forschung der Frage nach den Anlässen und Absichten dieser Entwürfe intensiv gewidmet. Bislang wurden die Typenwechsel mit bestimmten historischen Ereignissen (Triumph, Regierungsjubiläen etc.) oder programmatisch motivierten Änderungen der Aussagen verbunden. Die erste Variante lässt sich besonders gut anhand der typologisch sehr einheitlichen Bildnistypen von Traian und Hadrian nachvollziehen, bei denen sich keine grundsätzlichen Änderungen in der Ikonographie und daher auch in der jeweiligen Aussage nachweisen lassen<sup>22</sup>. Für die zweite Variante wären Septimius Severus selbst oder etwa Elagabal sehr gute Beispiele, deren verschiedene Bildnistypen erheblich voneinander abweichen und nur durch programmatische inhaltliche Neuorientierungen erklärt werden können<sup>23</sup>. F. plädiert nun für eine Abkehr von dieser Sichtweise und möchte vielmehr konkurrierende stadtrömische Werkstätten für den Großteil der Vorlagen der Porträttypen verantwortlich machen. Nur damit ließe sich ihrer Meinung nach erklären, dass einige Bildnistypen lediglich eine geringe Abweichung zu bestehenden zeigen, während andere ein komplett neues Bild entwerfen. Angesichts der umfangreichen Arbeiten auf diesem Gebiet und chronologischen Koinzidenzen zwischen Porträttypen und historischen Befunden fällt es schwer, F.s Ansicht zu folgen, solange sie die in der bisherigen Forschung aufgebrachten Argumente nicht widerlegen kann. Außerdem bleibt F. die Beantwortung der selbst gestellten Frage schuldig, wieso es hinsichtlich der Anzahl der kaiserlichen Porträttypen so große Unterschiede bei den einzelnen Herrschern gibt.

Abschließend seien noch einige formale Bemerkungen gestattet. Dem Buch hätte in der Endredaktion eine Straffung gut getan, enthält es doch einige vermeidbare Doppelungen<sup>24</sup>. Auch Abbildungen erscheinen teilweise mehrfach, ein Inschriftenstein wird beispielsweise ohne erkennbaren Mehrwert dreimal abgebildet (372 mit Abb.; 420 Abb. 329 und Taf. 38 c). Das Buch ist darauf angelegt, von vorne bis hinten

---

<sup>21</sup> Ihre Frühdatierung des Sarapis-Typus um 196/7 entbehrt jedoch jeder Grundlage. Die numismatische Evidenz, zuletzt gut nachvollziehbar diskutiert bei J. RAEDER, Herrscherbildnis und Münzpropaganda. Zur Deutung des Serapistypus des Septimius Severus, *JdI* 107, 1992, 186 f. Taf. 63, ist eindeutig, so dass man den Typus weiterhin um 200 ansetzen muss.

<sup>22</sup> Bezüglich der wohl neun Bildnistypen der Faustina minor schlägt F. (416) vor, dass sich die Kaiserin möglicherweise an die schnell wechselnden Moden der Frauen der Elite anpassen wollte, ignoriert aber vollständig die bisherige Forschung, wie etwa das grundlegende Buch von K. FITTSCHEN, *Die Bildnistypen der Faustina minor und die Fecunditas Augustae* (Göttingen 1982). Davon abgesehen, ist schwer nachzuvollziehen, warum solche zentralen Fragen, die auch die Kaiserinnen betreffen, im Kapitel zu den männlichen Herrschern behandelt werden.

<sup>23</sup> S. dazu demnächst die Beiträge in dem Band F. LEITMEIR – S. FAUST (Hrsg.), *Repräsentationsformen in severischer Zeit. Workshop am 21. und 22. November 2008, München* (im Druck).

<sup>24</sup> So wurden die Statuen für Volusius Saturninus in identischer Form einmal auf Seite 184 und einmal auf Seite 440 f. aufgelistet. Zitate mit kongruentem Inhalt gibt es an unterschiedlichen Stellen des Buches, vgl. etwa S. 128 im Fließtext: “This is evident from a remark made by Livia, who is supposed to have said of naked men: ‘To chaste women such men are no different from statues’.” und 476 Anm. 47. Teilweise gibt es sogar exakt die gleiche Formulierung, vgl. etwa 476 Anm. 43 und 477 Anm. 79.

gelesen zu werden, wie Aussagen wie „as mentioned above“ suggerieren. Da jedoch in der Regel auf keine Seiten verwiesen wird, muss man die angesprochenen Stellen mühsam suchen. Auch die Verwendung von Endnoten, in denen die Literatur dann auch noch abgekürzt angegeben wurde, so dass man noch in die Bibliographie blättern muss, um die Zitate aufzulösen, erschwert das Lesen erheblich.

Neben formalen Flüchtigkeiten<sup>25</sup> gibt es auch einige inhaltliche Unstimmigkeiten. So wird der Bogen in *Leptis Magna* einmal zwischen 203 und 209 (S. 191) und einmal zwischen 203/4 und 207 (S. 193) datiert. Die Bibliographie enthält eine große Anzahl an Fehlern, die teilweise zu größeren Verwirrungen führen können<sup>26</sup>.

Man kann sich fragen, ob es für das Verständnis der Ausführungen von Vorteil ist, den Fokus gleich im ersten Kapitel, das zugleich das beste des ganzen Buches bildet und in einigen Punkten auch eine Erweiterung des bisherigen Forschungsstandes darstellt, auf die Kontexte und Verwendung von Porträts zu richten. So setzt beispielsweise der erste synthetische Abschnitt zur Ehrenstatue Wissen voraus, das erst in den nächsten Kapiteln vermittelt wird. Es wäre möglicherweise anschaulicher und verständlicher gewesen, mit den gut erforschten Kaiserbildnissen und ihren Kontexten als Basis anzufangen. Der Kenner des römischen Porträts wird gewiss nützliche Informationen in diesem Buch versammelt finden. Vor allem die Betrachtungen zu den Inschriften können als beispielhaft für kontextuelle Studien gelten. In manch anderem Abschnitt fällt es aber wieder hinter den aktuellen Forschungsstand zurück. Als Handbuch für den „non-specialist reader“ und als Einführung für Studierende ist es aufgrund der angesprochenen Schwierigkeiten nur bedingt zu empfehlen.

#### **Kontakt zum Autor:**

Thoralf Schröder M. A.  
Freie Universität Berlin  
Institut für Klassische Archäologie  
Otto-von-Simson-Straße 7, 14195 Berlin  
E-Mail: [thschr@zedat.fu-berlin.de](mailto:thschr@zedat.fu-berlin.de)

---

<sup>25</sup> Es gibt recht viele kleine Rechtschreibfehler, Buchstabendreher oder ganz falsche Schreibweisen. So liest man beispielsweise auf S. 234 in der Bildunterschrift zu Abb. 153: Mithridates Emperor statt Mithridates Eupator oder auf S. 498 Anm. 30 Palutianus statt Plautianus. Auch in der Schreibweise von Begriffen lassen sich viele Inkonsistenzen feststellen, wie etwa S. 134: Docimion und S. 168 Docimium oder S. 262: recognisable und S. 269: recognizable.

<sup>26</sup> So etwa auf S. 548, wenn statt Stewart Stuart geschrieben wird. Andere Abkürzungen, wie etwa HUSKINSON 1975 auf S. 502 Anm. 108. 110, werden nicht in der Bibliographie aufgelöst. Die Studie von S. ADAMO MUSCETTOLA, *Miseno: culto imperiale e politica nel complesso degli Augustali*, RM 107, 2000, 81–108 erscheint dagegen zweimal: einmal unter Adamo Muscettola 2000 und einmal unter Muscettola 2000. K. WEIZMANN (Hrsg.), *Age of Spirituality: Late Antique and Early Christian Art, third to seventh century*. Ausstellungskatalog New York (New York 1977) erscheint ebenfalls zweimal (*Age of Spirituality* 1979 und *Weizmann* 1977) und wird nicht in den Fußnoten zitiert. Dafür gibt es zahlreiche weitere Beispiele, vgl. u. a. BERGMANN 1977; BRILLIANT 1991; DE FRANCISCIS 1951; FILGES 1997; KALLIPOLITIS 1952; SCHMITZ 1997.